

interAct

Erstsemester Journalistik & Public Relations | Jahrgang 2013/14 | Hochschule Hannover



Kommunikation
Gestern | Heute | Morgen

Editorial

Von Uri Zahavi

Liebe Leserin, lieber Leser,

der österreichische Kommunikationswissenschaftler Paul Watzlawick hat einmal gesagt: „Man kann nicht nicht kommunizieren.“ Doch tun sich dabei Fragen auf: Was ist Kommunikation? Und was steckt hinter diesem omnipräsenten Begriff? Um sich der Antwort anzunähern, lohnt es sich auf eine Zeitreise zu gehen.

Frei nach dem Motto „Ich packe meinen Koffer“ empfiehlt es sich, für den Streifzug durch die unzähl-

gen Facetten der Kommunikation zunächst mit einer Definition ausgerüstet zu sein: Kommunikation ist der Austausch oder die Übertragung von Informationen zwischen zwei oder mehr Kommunikatoren. Information bedeutet in diesem Zusammenhang eine zusammenfassende Bezeichnung für Wissen, Erkenntnis oder Erfahrung.

Viele Leser werden sich nun bestimmt fragen, an was für eine Zeitung

sie hier eigentlich geraten sind. Wir können Sie beruhigen, dieses ist kein wissenschaftliches Magazin.

Unser Bestreben besteht darin, Ihnen die überwältigende Vielschichtigkeit des Terminus Kommunikation aufzuzeigen. Mit den Unterthemen „Gestern“, „Heute“ und „Morgen“ beleuchten wir die explosionsartige Entwicklung der Kommunikation in den vergangenen Jahrzehnten, sogar noch darüber hinaus in Welten ohne Telefo-

ne, Internet und Funknetze. Wir machen eine Bestandsaufnahme der heutigen kommunikativen Generation und blicken voraus in eine Zukunft der unendlich vielen Möglichkeiten. Wir berichten von erfolgreicher und fehlgeschlagener Interaktion und von der Wichtigkeit der Kommunikation im Leben der Menschen.

Nun gilt es, sich nicht weiter mit der Einstimmung auf das Abenteuer zu befassen, sondern in die Berich-

te, Porträts und Geschichten einzutauschen. Wie in vielen Dingen werden Sie merken, dass die Diskrepanz zwischen gelungener und gescheiterter Kommunikation in den Details liegt. Es sind genau diese, vielfach nicht wahrgenommenen Nuancen, die das Thema so interessant und unberechenbar machen.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine gute Reise und viel Spaß beim Lesen.

Inhaltsverzeichnis

Kommunikation Gestern	3-16	Kommunikation Heute	17-32	Kommunikation Morgen	33-47
Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist, wie sie ist	3	„Schreien macht keinen Sinn“	17	Barrierefrei in die Zukunft	33
„Rock-Hard-Magazin“ – vom Fanzine zum Szenesprachrohr	4	Jugendsprache: gelungene Kommunikation oder Sprachverfall?	18	Dreh den Swag auf	34
In guten wie in schlechten Zeiten	5	Gemeinschaft, Erfahrungsaustausch und Lebensfreude? – Gefällt mir	18	Sprache im Wandel	34
Stumme Stimmen	5	Pferdeflüsterer war gestern	19	Spricht E.T. Suaheli?	35
Der Schatten im Hintergrund	6	„Ich-und-Du-Kooperation“	19	Kommentar	35
Die Stimme des Volkes	6	Fotostrecke	20-21	Einfach mal abschalten!	36
„Ganz Deutschland hört den Führer“	7	Wenn Schauspiel und Realität verschwimmen	22	„Dem Gehirn sind keine Grenzen gesetzt“	36
Kontrolle und Manipulation statt Popcorn und Cola	7	Die Musik spricht	22	Künstliche Intelligenz: Die menschliche Maschine?	37
Fotostrecke	8-9	Das nickende Nein	23	Individualität versus Beziehungserfolg	38
Warum wir alle Fremdsprachler sind!	10	Fotostrecke	24-25	Diagnose Dauersingle	38
Vergissmeinnicht	10	Diagnose Sprachfehler	26	„Das Spiel mit Identitäten“	39
Eine Freundschaft auf Papier	11	„Keiner mag Diplomhektiker“	26	Individuell statt virtuell	39
Lust auf unwiderstehliches Wortspiel?	11	Der Realität entfliehen durch moderne Kommunikation	27	Fotostrecke	40-41
Marchesa Luisa Casati	12	Wenn die Kraft zum Reden fehlt	27	Politik per Mausclick	42
Die Scham existiert nur noch in der Lendengegend	13	Von Schmierfinken und Sprühdosen	28	Konzeptionelle Kommunikation in der Politik	43
Die Pille gegen Stille	13	Reformieren neue Medien die politische Kommunikation?	28	„Neugierig auf neue Welten!“	43
FQGAHW	14	Sprache von Leib und Seele	29	Einfach mal drüber reden	44
Die schrägen Vögel der Rothschilds, Reuters und Müllers	14	Der Künstler im Blaumann	29	Jetzt nur weiter so	44
Rauch erhält die Gesundheit	15	Im Kampf der Geschlechter	30	Der digitale Kinnhaken	45
Erzähl mir Märchen!	15	Werbung als zielgerichtete Botschaft	31	Was wünschst du dir von der E-Mail der Zukunft?	45
Keine Verbindung unter dieser Nummer – jetzt reicht's!	16	Der „Tatort“ mit Tablet	31	„Merkur und Mond sind ziemlich konträr“	46
Auf der Suche nach dem ersten tragbaren Mobiltelefon	16	„Jeder Mensch hat ein Recht auf Kommunikation“	32	„Das muss ich meinem Hund erzählen!“	46
		Die Welt mit anderen Augen sehen	32	Der gläserne Mensch	47
				Impressum	48



GESTERN



„Es ist nicht deine Schuld, dass die Welt ist, wie sie ist...“

...es wär nur deine Schuld, wenn sie so bleibt.“



Mit der Gitarre gegen die Mehrheit: Punk Rock als politisches Sprachrohr

Von Jochen Heimann

Ob nun die Hymne der französischen Revolution, „La Marseillaise“, die erste Strophe des „Deutschlandlieds“ im Dritten Reich oder das Stück „Bella Ciao“ der italienischen Partisanen – Musik lässt sich politisch instrumentalisieren, lässt Botschaften wirken. Das zeigt auch die neuere Musikkultur mit Bands wie The Clash, WIZO oder Ton, Steine, Scherben. In der DDR leistete unter anderem Dritte Wahl musikalischen Widerstand. Das Trio bringt noch heute echten Punk-Rock auf die Bühne. Jochen Heimann hat die Band im Musikzentrum in Hannovers Nordstadt getroffen.

? Ihr habt schon in der damaligen DDR politische Texte gegen das System gesungen. Hattet Ihr deswegen unter Repressalien durch die SED-Regierung zu leiden?

! Nee, wir sind da so drum rum gekommen. Wir traten ja relativ spät auf, im Oktober 1988 das erste Mal. Da hatte das Regime schon ganz andere Sorgen. Musik zu machen war trotzdem schwierig: Bands mussten so eine Auftrittsgenehmigung haben, dann musste so eine Kommission deine Texte genehmigen. Solche Prüfungen haben wir aber gar nicht erst mitgemacht, also haben wir halt inoffiziell gespielt. Klar, da schaute dann sicher auch mal jemand von der Stasi vorbei, aber wir waren vermutlich viel zu klein und unbedeutend.

? Wie war das mit bekannteren Bands?

! Da gab es die Band FREYGANG, die waren ein bisschen die Ton, Steine, Scherben des Ostens, waren zwischendurch verboten und hießen dann anders – Andre und die Raketen, was weiss ich. Die haben wir mal in Rostock gesehen. Da hat die Volkspolizei das Ding gestürmt und dann war alles vorbei, die Bullen haben sich dann mit der Band geprügelt – das fand ich damals natürlich ganz großartig... (lacht).

? Versuchte das DDR-Regime auch, über Musik seine Politik zu „pushen“, zu verkaufen?

! Auf jeden Fall. Systemkonforme Interpreten wurden gefördert. Im Osten war es ja sowieso schwer, Instrumente oder Equipment zu bekommen. Ins Studio zu gehen war ein absolutes Sonderprivileg für bekannte Künstler. Klar, das Regime schickte seine Schlagertypen los.

? Wie seht ihr die aktuelle musikalische Entwicklung? Sehen wir heute mehr Schlagerfutzis oder mehr Polit-Rocker?

! Früher wars politischer. Du gingst zu Punkkonzerten. Heute kommt Ego-tronic mit „Raven gegen Deutschland“. Das ist nicht tiefgreifend, aber die Aussage ist ganz klar. Ich fänd mehr Abstumpfung traurig: Noch mehr Feier-

volk, dem alles scheißegal ist, Hauptsache, das neue T-Shirt sieht ganz gut aus.

? Was waren Eure musikalischen Einflüsse?

! Es gab viele. Vorneweg Ton, Steine, Scherben, die haben mich sehr geprägt. Im Osten kamst du ja an die Platten nicht ran. Aber mein Nachbar, der kannte das alles. Der hörte das und hat mir dann die Texte vorgesungen. Als ich die Band dann selbst hörte, hab ich mich ziemlich gewundert: Das war Hippie-Mucke. Von den Texten her dachte ich, das müsste Punk-Rock sein.

? Ihr wart vor kurzem in Kuba. Können sich Bands dort frei entfalten?

! Das ist da kompliziert. Kubaner kommen schwer an Instrumente, ohne Beziehungen kommen die auch nicht von A nach B. Ich weiß nicht, ob Bands überwacht werden. Aber unser Schlagzeuger Lukas ist Halb-Kubaner und sagt, das sei so. Musiker haben's auf jeden Fall nicht leicht. Einmal standen wir am Marktplatz rum, mit einer befreundeten Band, und dann kamen da halt irgendwelche Menschen und nahmen unsere Personalien auf. Ist wohl nicht erwünscht, dass die Westeuropäer und Ausländer allgemein kennen.

? Vor kurzem wurde ein Konzert der jungen Links-Rock-Band „Feine Sahne Fischfilet“ ja fast wegen

eines T-Shirts abgebrochen: Der Drummer hatte seins ausgezogen, das fand das Publikum sexistisch, Frauen könnten das ja nicht. Hat das Publikum dort überreagiert?

! Die haben dann ja weiter gespielt, nachdem der Schlagzeuger wieder angezogen war, damit war das geregelt. Aber da hat das Publikum überreagiert. Echt traurig, da fällt einem eigentlich nichts mehr zu ein. Es ist leider so, dass überall eine Art „Polizei“ rumläuft: Selbsternannte Aufpasser, die reden und gucken viel, zeigen mit dem Finger auf andere – laufen aber in Nike-schuhen rum und halten iPhones in der Hand. Aber uns die Welt erklären wollen. Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen.

? Ok, Danke! Das war's meinerseits. Bedient Euch bitte am Bier, das ich mitgebracht habe.

Das Konzert von Dritte Wahl war dann übrigens musikalisch akkurat und politisch nicht mehr ganz so auf-rührerisch. Das Trio bewegt sich inzwischen schließlich im gesetzteren Musiker-Alter. Nichtsdestotrotz war die Stimmung prächtig. Dass die drei nicht mehr ganz jung sind, zeigte sich auch an anderer Stelle: Aus der spendierten Kiste Bier fehlten am Ende des Interviews ganze zwei Flaschen.

Foto Jochen Heimann



„Rock-Hard-Magazin“ – vom Fanzine zum Szenesprachrohr

Ein Blick auf den Werdegang eines Musikmagazins zu seinem 30-jährigen Jubiläum

Von Arne Böwig

Wer heute am Bahnhofskiosk nach Metal-Magazinen sucht, findet eine paradiesische Auswahl, das „Rock Hard“ sticht jedoch immer ins Auge. Das war 1983 noch ganz anders: Mit etwas Glück fanden sich in der „Bravo“ kleine Artikel über Kiss, Iron Maiden oder andere bereits etablierte Bands. Doch über neue und unbekanntere Gruppen gab es damals in Kiosk-Magazinen nichts zu lesen.

Das ändert sich 1983, als Alex Germandt, der spätere Chefredakteur der „Bravo“, sein eigenes Fanzine „Shock Power“ auf den Markt bringt. Es entsteht nach dem Vorbild des holländischen „Aardschock“-Magazins. Er schreibt darin mit Venom, Mercyful Fate und auch Metallica über all die Bands, die in den etablierten Heften noch nicht vorkommen. Die beiden Dortmunder Uwe Lerch und Holger Stratmann, erste Herausgeber des „Rock Hard“, sind vom Ehrgeiz gepackt, das besser zu machen. Deren erste Ausgabe entsteht in einer Auflage von 110 Exemplaren. Sie werden auf A-4-Format kopiert, im Copy-Shop per Hand zusammengeheftet und in den Plattenläden des Ruhrgebiets von den Machern selbst an die Leser verteilt. Die vierte Ausgabe wird bereits gedruckt und das Gründerduo wird um den heutigen Chefredakteur Götz Kühnemund ergänzt. Durch Briefkontakte in die USA kann man die dort aufkeimende Speed- und Thrash Metal-Szene porträtieren, noch lange bevor etablierte Medien diese Bands auch nur wahrnehmen.

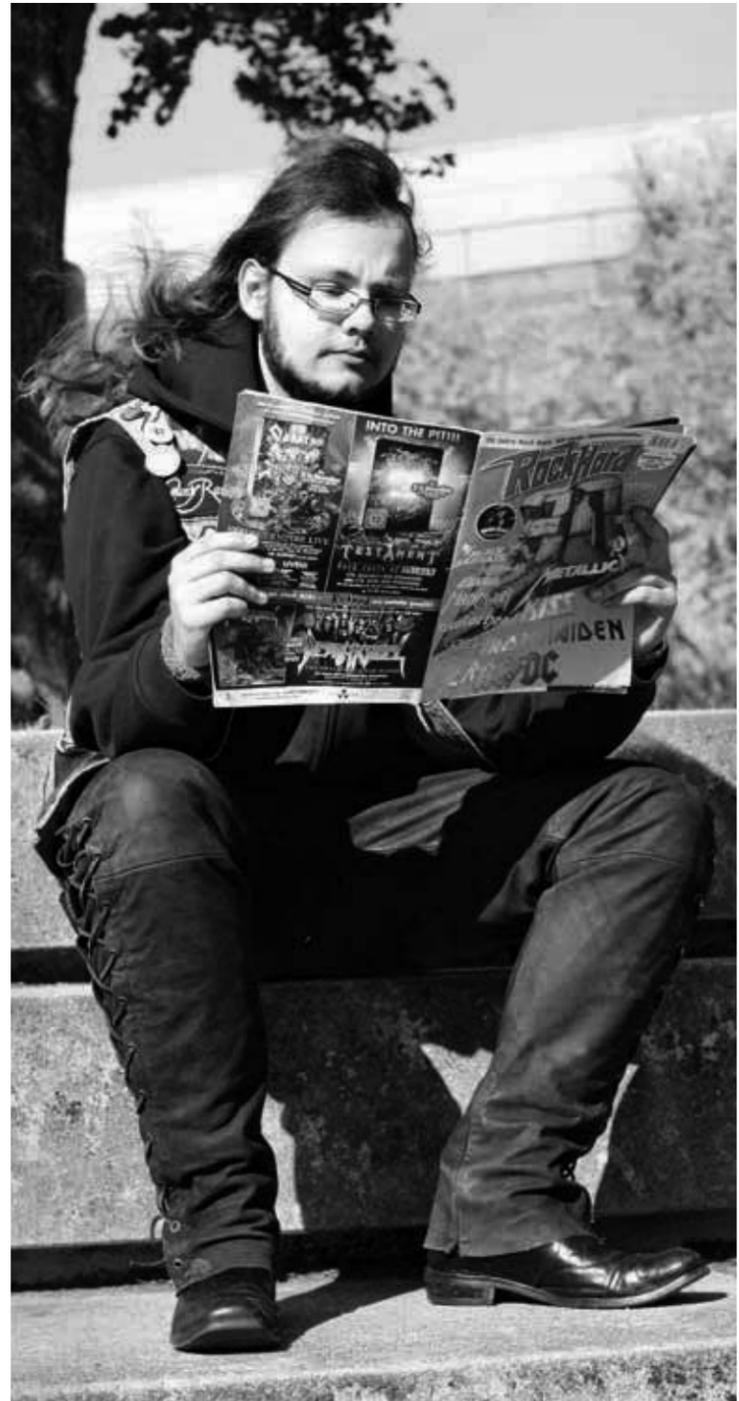
Echte Szenezeitschriften waren damals ebenso selten wie Konzerte. Wenn aber mal welche stattfanden, wurden diese besonders euphorisch gefeiert. Kühnemund, seit 1990 Chefredakteur des „Rock Hard“, erinnert sich heute in diesem Zusammenhang besonders an das zweitägige „Rock Pop in Concert“-Festival in der Dortmunder Westfalenhalle, das im Dezember 1983 stattfand. Es wurde professionell gefilmt und die kommerziell erfolgreichen Bands der damaligen Zeit auf ihrem kreativen Höhepunkt gezeigt: „Keiner von uns hätte freiwillig auch auf nur einen einzigen Song verzichtet. Während Iron Maiden oder Judas Priest aufs Klo? Unmöglich! Da hätten wir uns lieber in die Hose gepisst.“ Im Februar 1984 werden Teile der Filmaufnahmen im ZDF ausgestrahlt und überall in Deutschland sitzen die Fans mit ihrem Kassettenrekorder vor dem Fernseher, um das Spektakel lückenlos für die Nachwelt festzu-

halten. Die Kombination aus Festival und TV-Debüt gibt der deutschen Heavy Metal-Szene und dem „Rock Hard“ den entscheidenden Anstoß für stetiges Wachstum. Ab 1987 wird das „Rock Hard“ bundesweit verkauft und nach 50 Ausgaben haben die Macher die Zeit als Fanzine hinter sich gelassen, agieren auf allen Ebenen professioneller als anfangs und wollen eigene Duftmarken in der Presselandschaft setzen. Bereits 1992 ist das Magazin zu einem bedeutenden Sprachrohr der deutschen Subkultur geworden. Es traut sich als erstes etabliertes Medium unvoreingenommen an die damals noch lange nicht geläuterten Böhsen Onkelz mit ihren rechten Texten heran. Dies geschieht ohne Berechnung. Die Glaubwürdigkeit des „Rock Hard“ steigt, denn damals war eine Titelstory über die Onkelz kein Käufermagnet.

Zu einer solchen Haltung passt der Slogan „Kritisch! Kompetent! Unabhängig!“, den sich die Redakteure selbst auf die Fahnen schreiben und der gewährleistet, dass den Musikern, anders als in weiten Teilen der Musikpresse, auch der Spiegel vorgehalten wird. Dabei wird gerade zu Beginn auch etwas über das Ziel hinausgeschossen. Als sich Slayer-Frontmann Tom Araya in Ausgabe 84 kontrovers und unreflektiert über den chilenischen Diktator Pinochet sowie Rassismus und Gewalt in den USA äußert, würzt man das Interview mit einigen Klammerbemerkungen nach, statt direkt im Gespräch mit ihm zu diskutieren. Die Band fühlt sich vorgeführt und betrogen, bis Jahre später beide Seiten Fehler eingestehen und sich wieder annähern.

In die Annalen der Heftgeschichte ist ebenso das entlarvende Streitgespräch zwischen Götz Kühnemund und Manowar-Boss Joey DeMaio eingegangen. Manowar wurden im 2005er-Leserpoll vom „Rock Hard“ zur „schlechtesten Live-Band des Jahres“ gewählt. Die Leserbriefseiten füllten sich mit Post enttäuschter Fans, die der Band Hochverrat vorwarfen. Kühnemund, selbst Manowar-Fan, führte ein Interview mit DeMaio, in dem dieser die Möglichkeit bekommen sollte, zu den Kritikpunkten Stellung zu beziehen. Da Kühnemund ihn aber schonungslos mit den Meinungen der Leserschaft konfrontierte, flüchtete sich DeMaio in die Rolle des Märtyrers.

Nach 30 Jahren Rock Hard und über 40 Jahren harter Rockmusik wird das Magazin generationsübergreifend gele-



Seit 30 Jahren der ständige Begleiter des qualitätsbewussten Metal-Fans: Rock Hard

sen und hat damit einhergehend fast so etwas wie einen Bildungsauftrag. Dieser wurde in der Form erfüllt, dass sich die Redaktion auf 500 konsensfähige Alben geeinigt hat, die der traditionsbewusste Metal-Fan kennen sollte. 2005 erschien das Ergebnis monatelanger, hitziger interner Diskussionen unter dem Titel „Best of Rock & Metal – Die 500 stärksten Scheiben aller Zeiten“ und ist auch heute, acht Jahre später, noch ein sehr guter Einkaufszettel.

Heute kommen Interessierte natürlich am besten über das Internet an die

neuesten Informationen über das tagesaktuelle Geschehen im Metal-Business. Wer aber weiterhin noch CDs kauft, der wird auch eine von Fans für Fans gemachte Zeitschrift mit fundierten Hintergrundberichten und dem Mut zu eigenen – auch mal unbequemen – Standpunkten immer zu schätzen wissen.

Foto Sonja Höfter

In guten wie in schlechten Zeiten

Warum singt der Mensch?

Von Felix Tenbaum

Allgegenwärtig ist er, auch in unserer heute multimedialen Gesellschaft – der Gesang. Er ist eine der ältesten Formen menschlicher Kommunikation. Aber warum? Weshalb hat Singen seit jeher einen so hohen Stellenwert bei uns Menschen? Transportieren wir lediglich Worte auf eine andere Art oder singen wir nur, weil es uns andere Möglichkeiten eröffnet als beim normalen Sprechen? Woher kommt er, der Gesang?

Es ist gesichert, dass bereits in den Anfangszeiten der Menschheit Musik und speziell Singen eine zentrale Rolle spielte. Gemeinschaft stärken oder Feinde vertreiben. Soziale Gründe muss es gegeben haben, meint der US-Musikforscher David Huron. Gruppenzugehörigkeit, so Huron, war einer der

wichtigsten Faktoren bei der Entstehung des Gesanges.

Andere Wissenschaftler, etwa Charles Darwin, führen Argumente an, die den Liebesgesang als Urform des Singens sehen. Die besseren Sänger hätten höhere Chancen beim anderen Geschlecht gehabt. So sicherten sie das Fortbestehen ihrer Linie. Aber auch Kriegsgeheul, Heilungsversuche und das Verehren höherer Mächte könnten unsere Vorfahren zum Singen bewogen haben. Hierüber besteht keine Einigkeit.

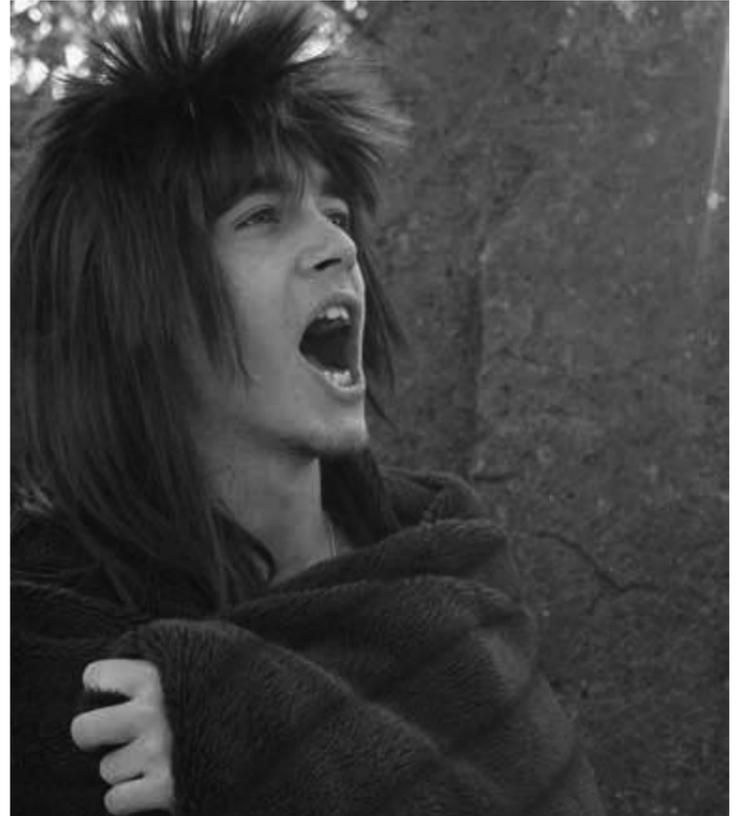
Die ersten in deutscher Sprache niedergeschriebenen Texte sind Minnelieder aus dem Mittelalter. Ein Beleg dafür, dass Gesang im Laufe der Geschichte immer genutzt wurde, um Frauen anzuhimmeln – bis heute. Auch Musik zu Ehren von Gottheiten steht und stand in großer Tradition. In allen Weltreligionen spielt Musik eine Rolle. Kirchenlie-

der, Muezzin-, Gebets- oder Meditationsgesänge. Als Form der Anbetung ist Singen ebenso vielfältig wie faszinierend.

Das Mitteilen von Kummer und Trauer durch das Singen ist ebenfalls tief im Menschen verankert. Ebenso Freude und Dankbarkeit. Überhaupt war schon dem griechischen Philosophen Aristoteles bewusst, dass sich „die ganze Stimmung des Gemüts ändert, wenn man verschiedene Arten von Musik hört“.

Musik bietet uns also schon seit den Anfängen unserer Spezies eine breite Palette von Möglichkeiten, um zu kommunizieren – ganz ohne Sprache sogar. Nicht umsonst haben wir heute eine Europahymne. Musik verbindet uns Menschen eben, egal zu welchem Zweck.

Foto Laura Nerlich



Yabadabadu – schon in der Steinzeit war Singen angesagt

Stumme Stimmen

Die Entwicklung der Gebärdensprache



Bewegte Hände, die durch einfache Zeichen viel sagen. Hier: „I love you“

Von Yvonne Riedelt

Seit es den Menschen gibt, benutzt er seine Hände zur Kommunikation. Was bei den Neandertalern noch sehr unstrukturiert und instinktgeleitet ist, entwickelt sich über Jahrhunderte zu einem System: Der Gebärdensprache. Sie wird von denen genutzt, die die Lautsprache nicht hören können.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. verbreitet der

griechische Philosoph Aristoteles mit seinen Worten „Wer des Gehörs entbehrt, ist bildungsunfähig“ ein Vorurteil gegen Gehörlose. Sogenannte gebärdende Menschen werden folglich als Wilde bezeichnet und gelten als dumm. Sie werden aus der Gesellschaft ausgeschlossen.

Diese Einschätzung hält sich bis zum Mittelalter. Ein Wendepunkt ist die Verbreitung des Christentums. Durch Werte wie Barmherzigkeit und Nächstenliebe wird auf Gehörlose zugegan-

gen. Sie dürfen über das Fingeralphabet die Beichte ablegen, mit Gebärdensprache am Abendmahl teilnehmen.

Im 16. Jahrhundert gelingt es dem Mönch Pedro de Ponce, das Vorurteil Aristoteles zu widerlegen. Er unterrichtet taube Menschen und lehrt sie das Schreiben, Lesen und sogar das Sprechen. Die erste Gehörlosenschule wird vom Franzosen Abbé de l'Eppé eröffnet. Er unterrichtet in Gebärdensprache und Schriftsprache.

Fast zur gleichen Zeit beginnt Samuel Heinicke in Deutschland Taubstumme zu unterrichten. Seine Methoden sind allerdings ganz andere. Er führt den Unterricht in Lautsprache durch, Schüler müssen ihm jedes Wort von den Lippen ablesen. „Mit unseren intakten Augen „hören“ und lesen wir. Es war total anstrengend, nur rein oralistisch ausgebildet zu werden“, sagt Wolfgang Schmidt, selbst gehörlos und Gebärdensprachenexperte.

Nach dem Mailänder Kongress 1880 wird die Gebärdensprache vollkommen aus europäischen Schulen verbannt. Den Schülern ist es untersagt zu gebärden. Nur in ihrer Freizeit und zu Hause dürfen sie sich noch auf ihre Weise ausdrücken. „Eine normale Bildung zu erwerben, war fast ausgeschlossen. Der Unterricht beschränkte sich darauf, Gehörlosen das Sprechen beizubringen, was für die Betroffenen selbst aber nur unangenehme Lautgeräusche waren“, sagt Schmidt.

Diese Lehrmethode setzt sich bis zum Dritten Reich fort. In Taubstummenanstalten werden gebärdende Schüler bestraft. Auch in der Hitlerjugend der Gehörlosen im „Bann G“ werden die Kinder ermahnt, das Gebärden zu unterlassen. Lothar Scharf ist Experte für Gehörlose im Dritten Reich: „Die Gehörlosen sollten nicht draußen

rumstehen und mit den Händen in der Luft rumfucheln. Wenn Besucher nach Deutschland kommen, dann sollten sie sehen, dass das ein diszipliniertes Land ist, dass Ordnung und Sauberkeit herrschen“. Vor allem in Uniform darf auf keinen Fall gebärdet werden.

Doch diese Regelungen sind nur ein Teil des Lebens von Taubstummen zur Nazi-Zeit. Damit sie ihre Behinderung nicht weitervererben können, werden gehörlose Männer und Frauen sterilisiert. Als der Krieg nach Deutschland kommt, geraten sie in eine ständige Abhängigkeit. Sie können den Fliegeralarm nicht hören und müssen von Nachbarn gewarnt werden.

Auch nach Kriegsende herrscht weiterhin der lautsprachliche Unterricht in Taubstummenschulen. Immer noch besteht die Annahme, gehörlose Schüler so besser in die hörende Gesellschaft einzugliedern, Gebärdensprache sei keine richtige Sprache.

Erst 1960 beweist der hörende amerikanische Linguist William Stokoe, dass die Gebärdensprache eine Struktur und Grammatik hat, wie auch die Lautsprache. Es ist ein Neubeginn für die Gemeinschaft der Gehörlosen. 2002 erkennt Deutschland die deutsche Gebärdensprache offiziell an. Wolfgang Schmidt blickt zuversichtlich in die Zukunft: „Ich möchte mich dafür einsetzen, dass unsere Sprache in den Landesverfassungen aller Bundesländer gesetzlich verankert werden solle. Somit hätte sie eine unumstößliche Schutzfunktion für alle Zeiten.“

Foto Annabelle Wegener



Der Schatten im Hintergrund

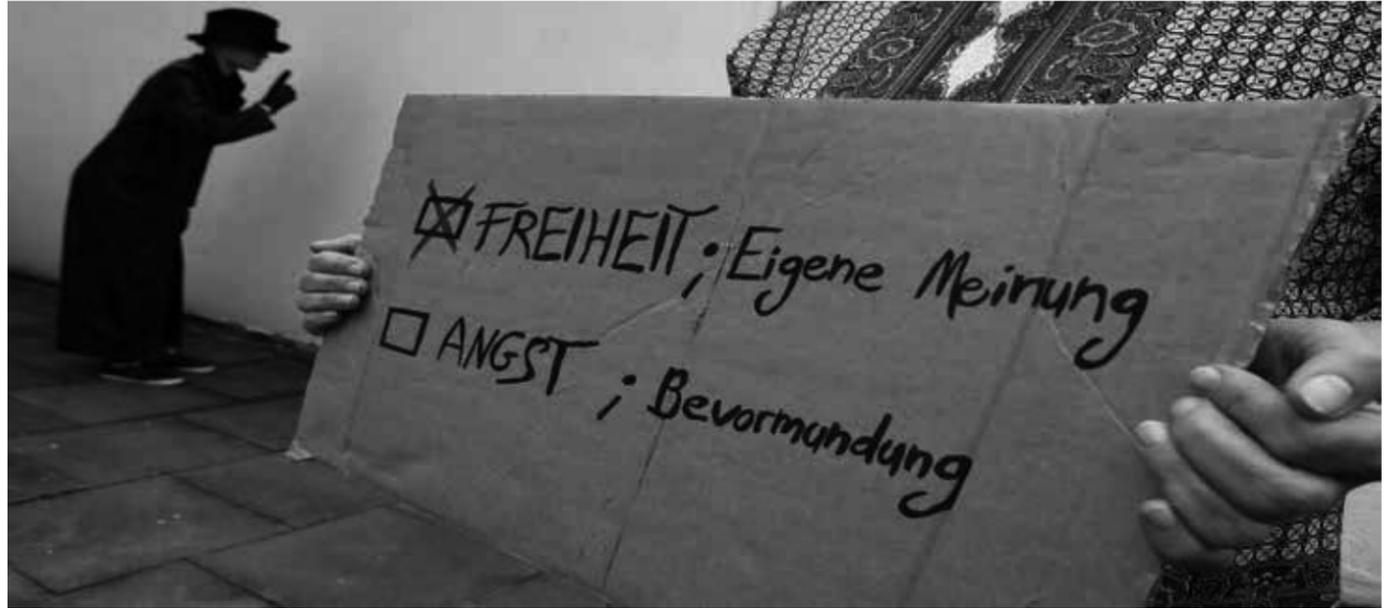
Wahlkampfeslogan der CDU bei der ersten Landtagswahl 1946

Von Jessica Preuss

1946 fand die erste Landtagswahl nach Ende des 2. Weltkriegs in der sowjetischen Besatzungszone statt. Viele Deutsche waren verunsichert: Freie Wahlen hatte es seit Jahren nicht mehr gegeben. Jessica Preuss hat sich in die fiktive Erstwählerin Helga Leppert 1946 hineinversetzt.

„Pst! Das ist vorbei – wir wählen frei“, steht auf einem Wahlplakat der Christlich Demokratischen Union (CDU). Heute ist der Krieg vorbei und wir dürfen zum ersten Mal wieder wählen gehen. Das Land, wie wir es kannten, existiert nicht mehr. Wir müssen es erst wieder aufbauen. Die Streitkräfte fremder Nationen haben jetzt das Sagen und sorgen für Ordnung. Sie haben versprochen, uns zu helfen, unser Land wieder aufzubauen, die Kriegsverbrecher hinter Gittern zu bringen und neue Strukturen mit uns gemeinsam aufzubauen. Im Zuge dessen dürfen wir nun das erste Mal wieder wählen.

„Pst!... Das kenne ich, so bin ich aufgewachsen. Man muss aufpassen, was man sagt. Ich darf nicht schlecht über den Führer reden, sagte meine Mutti immer. Aber der ist jetzt tot. Trotzdem habe ich immer noch das Gefühl, dass ich aufpassen muss, was ich sage. Das hat man mir so beigebracht. „Pst!“, machte meine Mutti, als nebenan



Viele Deutsche waren verunsichert: Freie Wahlen hatte es seit Jahren nicht mehr gegeben

eine Bombe einschlug, „Pst!“, machte meine Mutti, als ich weinte vor Hunger. Und „Pst!“, macht meine Mutti heute noch, wenn ich frage, was die Uniformierten vor unserer Tür machen.

„Das ist vorbei“. Wie kann das jetzt vorbei sein? Meine Mutti sagt immer noch, dass ich aufpassen muss, was ich sage. Was ist vorbei? Vieles liegt noch in Schutt und Asche. Die letzten Jahre herrschte Krieg. Panzer rollten durch unsere Stra-

ßen und Bomben prasselten auf unsere Häuser und Schulen nieder. Ist das jetzt wirklich alles vorbei? Darf man wirklich offen sagen, was man für richtig hält? „Wir wählen frei“. Ich durfte noch nie wählen. Frei wählen, was ist das eigentlich? Dass ich jetzt die Auswahl habe, wen ich wählen möchte, oder dass ich mich auch frei fühlen darf?

„Wir wählen frei“. Wir dürfen laut sagen, was wir denken. Die Zeit der gemachten Meinungen

ist vorbei. Meine Mutti sagt, sie traue dem Braten nicht. Auf dem Bild ist der Schatten eines Mannes im Hintergrund zu sehen. Was macht der da? Beobachtet der mich? Läuft er mir hinterher und kontrolliert, ob ich mich auch an alle Regeln halte, oder ist das der Schatten der Vergangenheit? Da steht: „Es ist vorbei“.

Foto: Vivien Marie Rudek

Die Stimme des Volkes

Herbert Zimmermann – Kommentator der Fußballweltmeisterschaft 1954

Von Torben Reisgies

Ende dieses Jahres jährt sich Herbert Zimmermanns Todestag zum 47. Mal – des Kommentators des „Wunders von Bern“ 1954, der „Stimme des Volkes“.

Herbert Antoine Arthur Zimmermann wurde 1917 in Alsdorf bei Aachen als Sohn eines Soldaten und einer Lektorin und Französisch-Dolmetscherin geboren. 1952 initiierte er die „Konferenzschaltung“ im deutschen Radio, zwei Jahre später sollte er das deutsche Volk durch eine Sportübertragung verändern.

Herbert Zimmermanns unumstritten durchdringendes Pathos, seine Leidenschaft für die Welt des Sports entflammten noch vor seinem 20. Geburtstag. Ausleben konnte er diese Passion allerdings zunächst nicht, da er im 2. Weltkrieg an West- und Ostfront kämpfte.

Seine Jugend war aufgrund des Berufs des Vaters von vielen Schul- sowie Wohnortswechsels geprägt, in Kombination mit der zerrütteten Ehe seiner Eltern keine angenehme und leichte. Zimmermanns einschneidendes und prägendes Erlebnis war sicherlich das Miterleben der Radioreportage über die Olympischen Sommerspiele 1928, die



Fußball verbindet

seine Leidenschaft für Sportberichterstattung entfachte.

Während des Krieges konnte er durch Beziehungen den wichtigsten Kontakt zum Start seiner journalistischen Laufbahn knüpfen: Er legte Rolf Wernicke Probereportagen vor und be-

stand nach einem kurzen Volontariat die Reporterprüfung. 1946 übernahm Zimmermann seine erste Sportübertragung.

Bei den olympischen Winterspielen 1948 gehörte Zimmermann neben Wernicke und Kirmaier zu der drei-

köpfigen Delegation, die aus St. Moritz berichten durften. Zusammen mit seiner hochklassigen sowie spannenden Berichterstattung der Sommerspiele in London 1948 machte sich Zimmermann bereits damals zum Publikums- liebling. Den absoluten und nachhalti-

gen Bekanntheitsgrad erreichte Zimmermann mit seiner Berichterstattung der Weltmeisterschaft 1954 in der Schweiz, nicht zuletzt durch das berühmte Endspiel, dem „Wunder von Bern“.

Geschickt schraubt Zimmermann schon im Vorfeld der Weltmeisterschaft die Erwartungen herunter, indem er eine Finalteilnahme der deutschen Mannschaft als „Riesen-Sensation und Fußballwunder“ bezeichnete. Er war sich bewusst, dass der Großteil seiner Zuhörer am Rundfunkgerät mitfieberte und verwendete daher eine besonders bildliche Sprache. „Sechs Minuten noch im Wankdorf-Stadion in Bern, keiner wankt, der Regen prasselt unaufhörlich hernieder“. Der Zuschauer wird durch so einen Satz in die Szenerie hineingezogen. „Aus dem Hintergrund müsste Rahn schießen – Rahn schießt – Tooooo! Tooooo! Tooooo!“ Diese Berichterstattung wurde zur Legende, fast alle Deutschen kennen noch heute diese Sätze, egal ob fußballinteressiert oder nicht.

1966 verstarb Herbert Zimmermann bei einem schweren Verkehrsunfall. Mit seinem Tod verstummte die Stimme deutschen Volkes.

Foto: Sonja Höfer

„Ganz Deutschland hört den Führer“

Der Volksempfänger als Propagandamaschine

Von Meike Dinse

Ein dunkler, rechteckiger Kasten aus dem Kunststoff Bakelit mit einem runden Lautsprecher und zwei Drehknöpfen, an denen ein Mann mit Hakenkreuzbinde unter den Blicken der umstehenden Männer nun dreht. Es ist der 18. August 1933 und Joseph Goebbels präsentiert stolz den „VE 301“, den ersten Volksempfänger, dessen Name auf die Machtergreifung am 30. Januar 1933 anspielt.

Dass das revolutionäre Medium Radio einmal eine Massenpanik auslösen würde, hat Goebbels zu diesem

Zeitpunkt sicherlich nicht gedacht. Als Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda veranlasste er die massenhafte Produktion von preiswerten Volksempfängern, die den ehemaligen Luxus des Radios für jeden Bürger erschwinglich machen sollten. Mit durchschlagendem Erfolg: 1939 hörten zwölf Millionen Haushalte Hitlers Ansprache zum Kriegsausbruch.

Der Schönheitsfehler des neuen bahnbrechenden Geräts war, dass nur offizielle Sender des Dritten Reichs empfangen wurden, sodass die Bürger sich Hitlers Propaganda nicht mehr entziehen konnten. Nun bellte durch

nahezu jedes deutsche Wohnzimmer die Stimme des Propagandaministers, sodass der Volksempfänger schnell als „Goebbels-Schnauze“ im Volksmund bekannt wurde.

Die Nationalsozialisten erkannten schnell die geistige und seelische Beeinflussbarkeit der Massen durch den Rundfunk und nutzten das für die erfolgreiche Verbreitung ihres Gedankenguts aus. Besonders deutlich wird dies in einem Gerichtsurteil von 1935, in dem die Pfändung eines Radios verboten wurde. Begründung: Der Rundfunk diene nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der staatsbürgerlichen

Belehrung und Erziehung sowie der Schaffung einer Einheit des deutschen Volkes.

Kurz, die Nationalsozialisten machten den Rundfunk zu ihrem Propagandainstrument. Sie nutzten auch die Psychologie, so Joseph Wulf, Autor des Buchs „Presse und Rundfunk im Dritten Reich“: Sie beeinflussten die Wirklichkeitswahrnehmung der Bevölkerung. Die Nationalsozialisten setzten darauf, dass viele Deutsche massenmediale Inhalte nicht kritisch hinterfragen konnten. Dadurch wurden die Menschen für die Propaganda empfänglicher.

Es kam zu einer medialen Wirklichkeitsverfälschung, sodass das Volk Medieninhalte unreflektiert als Realität ansah. Dieses Phänomen beschränkte sich nicht allein auf Deutschland. So flüchteten amerikanische Bürger in Panik aus ihren Häusern, nachdem im Radio Orson Wells Hörspiel „Krieg der Welten“ ausgestrahlt worden war, welches von einem Angriff der Außerirdischen handelte: Die Hörer hielten den Inhalt für real.

Foto: Vivien Marie Rudek



Geräusche der Manipulation

Kontrolle und Manipulation statt Popcorn und Cola

Ein Blick auf die Schattenseiten der Filmproduktionen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs

Von Nils Bernemann

Im Dritten Reich galt der Film als erfolgversprechendes Medium zur Massenerziehung. Das Propagandaministerium unter der Leitung von Goebbels kontrollierte jegliche Aktivität der deutschen Filmproduktion. Kinos wurden zum Schauplatz der Propagandamaschine, Regisseure wie Leni Riefenstahl mit „Triumph des Willens“ oder Schauspieler wie Heinrich George in „Jud Süß“ wurden zu Stars.

Doch wie verhielten sich andere Länder? Nicht nur Beispiele aus Deutschland belegen die These, dass es sich bei der Filmpropaganda um ein flächendeckendes Kommunikationsmittel handelte. Auch die Italiener und besonders die Amerikaner bedienten sich des Mediums Film zur Schulung des Volkes und zur psychologischen Kriegsführung. Während Goebbels & Co. in Deutschland versuchten, dem Volk die deutsche Überlegenheit und die Minderwertigkeit des Judentums einzubläuen, war es die Absicht der

Amerikaner, in den Köpfen der Bürger Deutschland als Feindbild zu verankern.

Eine der Hauptrollen bei diesem Vorhaben spielte die Filmindustrie Hollywoods. Die großen Filmkonzerne wie Warner Brothers, 20th Century Fox oder sogar Walt Disney produzierten etliche Filme gespickt mit propagandistischem Material. In all diesen Filmen lässt sich eine deutliche Tendenz zum verbissenen Antifaschismus erkennen. „The Führers Face“ von Walt Disney, in dem sich Donald Duck auf provokante Art und Weise über Hitler lustig macht, und „The Great Dictator“ von und mit dem großartigen Charles Chaplin gelten als die wohl populärsten Filme Hollywoods Anti-Nazi-Offensive. Mit der am 23. April 1936 gegründeten „Anti-Nazi League“ entstand der Gegenpol zur deutschen Filmpropagandafabrik UFA.

In der Nachkriegszeit entwickelte sich die Filmproduktion weiter. Propaganda wurde deutlich zurückgefahren und bis heute wird überwiegend ganz

darauf verzichtet. Sowohl in Deutschland als auch in den USA. Und doch fällt etwas bei der Betrachtung der neuzeitlichen Hollywood-Streifen auf: Das

Interesse an Hakenkreuzen, SS, Holocaust und ähnlichem ist nicht verloren gegangen. Preisgekrönte Filme wie „Schindlers Liste“ oder „Inglourious

Basterds“ zeigen, dass diese Thematik bis heute weiterhin aktuell bleibt.

Foto: Vivien Marie Rudek



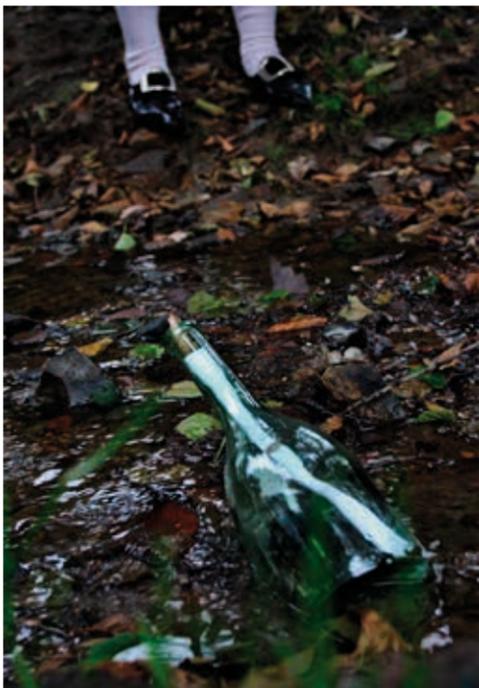
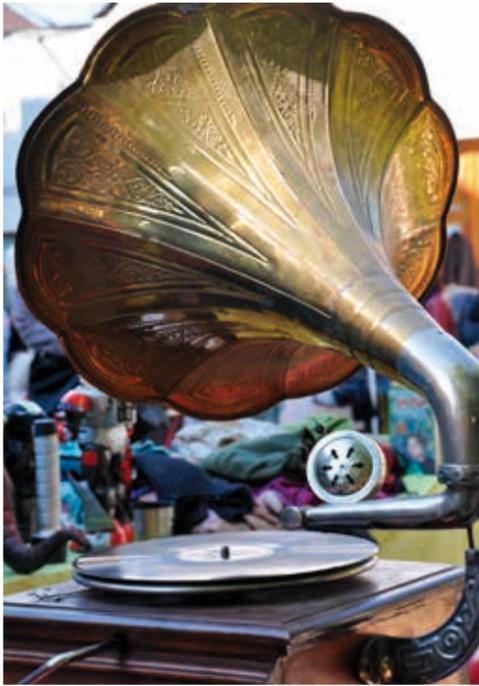
Verblendung: Die Filmrolle als Propagandainstrument



Vergessen sind wir.
Wir, die Gesten der vergangenen Zeit.
Ihr habt uns ersetzt
und es nicht mal gemerkt.
Vom Neuen verdrängt
verlor'n wir an Wert.
Und so ragen wir heute
in Eure Welt
als Schatten unseres einstigen Selbst.
Bis wir verblassen
und uns niemand mehr kennt.
Vergessene Schatten,
an die keiner mehr denkt
Wir, die Gesten der vergangenen Zeit.

Vivien Marie Rudek





Ausrangiert & Aussortiert
Kommunikation gestern



Fotografie und Layout: Antonia Bode, Sonja Höfter, Lars Ohlenburg, Vivien Marie Rudek, Katharina Schütz, Ainú van Ratingen



Warum wir alle Fremdsprachler sind!

Wie Fremdsprachen das Deutsche erweitern

Von Felix Stauch

„Pardon, haben sie ein Portemonnaie auf dieser Etage der Boutique gefunden?“ – „Nein sorry. Aber wenn ich mit Headset telefoniere, check ich sowieso nur wenig in meiner Umgebung.“ Gespräche dieser Art hören wir tagtäglich. Nichts Sonderbares erregt unsere Aufmerksamkeit. Wir verstehen den Inhalt und können die Absicht dahinter deuten. Betrachten wir diese Sätze ein weiteres Mal und zählen alle Fremdwörter, kommen wir auf insgesamt sieben Wörter, welche uns aus anderen Sprachen geläufig sind. An diesem Beispiel wird deutlich, wie sich sogenannte Lehnwörter aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche integriert haben. Dabei wirken sie gar nicht fremd auf uns.

Die Einführung solcher Wörter geschah bereits während des Dreißigjährigen Krieges und zu Zeiten des Sonnenkönigs. Weite Teile der Deutschen kamen mit der französischen Kultursprache in Berührung. Im 17. und 18. Jahrhundert, der Zeit der französischen Hegemonie in Euro-



Essen wir im Gasthaus, Restaurant oder Diner?

pa, war Französisch die ausschließliche Sprache grenzüberschreitender Verständigung.

Zum Ende des 19. Jahrhunderts sahen Experten einen allumfassenden Epochenbruch. Naturwissenschaftliche Entdeckungen, technologische Veränderungen und das Wachsen der Großstädte führten demnach auch zu einer Sprachentwicklung bei den Men-

schen: Der Einfluss des Englischen begann mit dieser Moderne. Der Kavalier wandelte sich zum Gentleman, der Besteller fand den Weg in die Bücherregale und Songs wurden in Clubs gespielt. Nach dem Zweiten Weltkrieg beflügelten die Beziehungen zu den USA und die häufige Verwendung in Wissenschaft und Forschung die Verbreitung der englischen Sprache. Laut Pe-

ter von Polenz, deutscher Sprachwissenschaftler, erklärt sich dieser Einfluss damit, dass Englisch als Bildungs- und Weltsprache an die Stelle von Französisch und Latein trat. Rasche Entwicklung in der Technik, die häusliche Nutzung dieser Errungenschaften und die Zunahme der Globalisierung, allen voran aus dem englisch-sprachigen Raum – all dies sind Faktoren, welche

die Verwendung von englischen Lehnwörtern heute noch bestärken. Wir gehen shoppen in der City. Es werden mehr Bilder via E-Mails verschickt als Postkarten aus dem Urlaub. Das Wetter weltweit wird im Internet gecheckt, ebenso Reiserouten mit Google-Maps.

Foto Kateryna Meykler

Vergissmeinnicht

Die Sprache der Blumen

Von Josefine Abraham

England, Grafschaft Derbyshire, 1756. Helena Field sitzt in ihrem Salon und bestickt ein Kissen mit roten Rosen, den Blumen der Liebenden. Als die Türglocke schellt, springt sie aufgeregt auf, hält inne, atmet tief durch und reißt sich zusammen, schließlich ist sie eine Lady. Die Magd betritt den Salon, ihr folgt ein Bote, einen Strauß gelbe Nelken in der Hand. Helena Field bricht tränenüberströmt zusammen.

1716 reist Lady Mary Wortley Montagu mit ihrem Mann nach Konstantinopel. Dort begegnet sie einer Chiffre, die ihr vollkommen neu ist: Der Blumensprache. Die Damen der Harems hatten diese höchst umfangreiche und durchdachte Kommunikationsform entwickelt, um ihre heimlichen Gefühle Liebhabern außerhalb zu gestehen. Jede Blüte hat ihre individuelle Bedeutung, vom Liebesgeständnis bis zum Ausdruck purer Verachtung. Auch wie die Blumen gebunden sind oder wie sie überreicht werden, ist von Bedeutung. Wird ein Strauß beispielsweise mit den Blüten nach unten übergeben, so kehrt sich die Bedeutung der Blumen ins Gegenteil.

Als Frau erhält Lady Montagu Zutritt zu den Harems und so lernt sie diese geheimnisvolle Sprache. Sie schreibt zahlreiche Briefe über die

Wunderlichkeiten im Morgenland, verschickt diese aber nicht, sondern sammelt sie, um sie später zu veröffentlichen.

1719, ein Jahr nach Lady Montagus Rückkehr, erscheinen ihre gesammelten Briefe und die Blumensprache etabliert sich im viktorianischen Europa.

Besonders junge Liebende treiben diese Modewelle an, denn Blumen sind nicht nur romantisch, sie ermöglichen auch, sich in diesem züchtigen Zeitalter Gefühle zu gestehen und geheime Botschaften zu versenden. Bekam eine junge Dame beispielsweise eine Geranie, wusste sie, dass ihr Liebster sie an bekannter Stelle erwartete.

Da diese besondere Sprache beinahe so kompliziert zu lernen war wie eine Fremdsprache, gab es schnell verschiedenste Literatur über diese blumige Kommunikationsweise, mit Auflistungen der Bedeutungen unterschiedlicher Blüten und allen anderen Details, die zu beachten waren.

Zurück in Derbyshire sucht auch Helena Field Rat in einem solchen Werk, denn sie kann nicht begreifen, dass ihr Liebster plötzlich mit seinem Blumengebinde pure Verachtung ausdrückt. Ihre Suche enttäuscht sie nicht: Der Bote überreichte ihr die Blumen mit den Köpfen nach unten. Die Bedeutung wird ins Gegenteil gekehrt! Jetzt bleibt nur noch die Frage: Was ist das Gegenteil von Verachtung?



„Ich sag's durch die Blume“: Wie durch Pflanzen kommuniziert wird

Foto Lars Ohlenburg

Eine Freundschaft auf Papier

Die Briefkorrespondenz zwischen Goethe und Schiller



Im Mittelpunkt der Brief: Für das Schriftsteller-Duo Goethe und Schiller wurde er zum erheblichen Antrieb ihrer Produktivität

Von Sebastian Freier

Die Kommunikation per Brief ist so alt wie die Schrift selbst. Doch erst im Zeitalter der späten Aufklärung erlebte der Brief „sein großes Jahrhundert“. Nicht zuletzt dürften dazu zwei Herren beigetragen haben, die ihre legendäre Dichter-Freundschaft über eben dieses Me-

dium aufrecht erhielten: Die „Klassiker“ Friedrich Schiller und Johann Wolfgang von Goethe.

Bevor sie zum wohlmöglich erfolgreichsten Schriftsteller-Duo der deutschen Literaturgeschichte aufstiegen, waren sie erbitterte Konkurrenten. Doch nach einer Begegnung 1794 brach das Eis zwischen beiden. Schiller sandte den ers-

ten Brief an Goethe, in dem er für die Zusammenarbeit an einer Kultur-Zeitschrift warb. Von da an setzte die Kommunikation zwischen beiden bis zu Schillers Tod 1805 nicht mehr aus. Insgesamt 1015 Briefe wechselten die Dichturfürsten; kürzere Dreisätze genauso wie mehrseitige Pergamentpakete. Neben privaten Randbemerkungen wurden vor allem Ansichten

zu theoretisch-wissenschaftlichen Themen ausgetauscht.

Die entscheidende Rolle des Briefes dürfte jedoch die als Katalysator von Inspiration gewesen sein: Plagten sie Schreibblockaden oder Ängste vor Ideenmangel bezüglich ihrer Werke, motivierten und inspirierten sich Goethe und Schiller gegenseitig. Die Anteilnahme am

jeweiligen Projekt des anderen bewirkte, dass Goethe den Mut nicht verlor, seinen „Wilhelm Meister“ zu vollenden. Ebenso gelang es Schiller durch Beihilfe Goethes, das „Wallenstein“-Grundgerüst aufzubauen. Besonders bei der provokanten Versammlung der „Xenien“ wird der verschwimmende Zusammenfluss beider Geister via Brief am deutlichsten. Goethe schreibt über diese Arbeit rückblickend: „Oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den anderen. Wie kann nun da von Mein und Dein die Rede sein!“

Die Brieffreundschaft wurde wie zu einer Brücke über die Strömungen der damaligen Fachwelt hinweg. Nach Schillers frühem Ableben fiel Goethe 1828 den Entschluss, die Briefe zu veröffentlichen. So, als würde er mit einem Blick in einen Spiegel nochmal seinem früheren Ich begegnen, fühlt sich Goethe beim Durchlesen des Briefwechsels: „Mir ist es dabei wunderbarlich zu Mute, denn ich erfahre, was ich einmal war“.

Die sich auf zuvor Geschriebenes beziehenden Inhalte und besonders ihre Sprachgewalt zeichnen die beiden Klassiker aus. Dieses einmalige Zeugnis einer großen Freundschaft fasziniert seither die Nachwelt.

Foto Antonia Bode

Lust auf unwiderstehliches Wortspiel?

Auf der Suche nach einem verloren geglaubten Schatz

Von Linh Nguyen

Knackig, kompakter ER, Jahrgang 1880, sucht SIE für intensive Lektüre.

Ich – klein, aber gut bestückt – bin ein treuer Ratgeber in jeder Lage. Mit meiner charmannten und wortgewandten Art ziehe ich wirklich jeden in meinen Bann und vielleicht wirst auch Du bald schon meine magischen Seiten kennenlernen. Ich bin schon seit langem auf der Suche nach jemandem, der mein Inneres vervollständigen kann. Willst Du mit mir also ein neues Kapitel aufschlagen und fast erloschenes Feuer wieder zum Lodern bringen? Vergessenen Ausdrücken wieder Klang verleihen und Dich auf die guten alten Jahre zurückbesinnen?

Ich suche DICH – jemand, der mein Inneres durch wohlklingende Wörter füllen möchte.

Ich suche DICH – jemand, der sich mir voll und ganz hingeben kann und offen für Stellungen von A bis Z ist.

Ich suche DICH – jemand, der dafür sorgt, dass man meine 1200 Seiten mit feuchten Fingern berührt.

Ich suche DICH – jemand, der Grund dafür ist, dass man meinen kräftigen Buchrücken mit zärtlichen Streicheleinheiten liebkost.

Schaffst Du es, mich auch ohne denglisches Imponiergehabe und Modewörter von heute zu beglücken? Wenn ja, dann hoffe ich, dass Du so wie ich Lust auf eine Neuauflage verspürst. Wir beide zusammen. Gemeinsam auf Zeitreise in eine Sprache ohne Anglizismen. Bist du also meine gesuchte SIE, die deutsche Sprache in ihrer reinsten Form? Wenn ja, dann bereichere mich doch bitte unter der ISBN: 978-3-411-75437-3.



Feurige Nachtlektüre

Foto Lars Ohlenburg



Marchesa Luisa Casati

Muse, Mode-Ikone, Femme fatale



Von Lucy Winkler

„Ich möchte ein lebendes Kunstwerk sein“. Marchesa Luisa Casati ist nicht die einzige, die das von sich behauptete. Doch nur wenige leben so konsequent nach diesem Motto wie die Casati, die es mit Leichtigkeit unter die extravagantesten Persönlichkeiten des 20. Jahrhunderts schafft.

Dennoch ist Marchesa Luisa Casati nur wenigen bekannt. Die Liste derer, die sie mit ihrer Ausstrahlung und exaltiertem Lebenswandel beeinflusst, liest sich eindrucksvoll: Jack Kerouac, Cecil Beaton und Tennessee Williams, der ihr eine Romanfigur widmet. Elisabeth Taylor und Ingrid Bergmann versuchen, die Casati auf der Leinwand darzustellen. Keine Frau in der Geschichte wird so häufig von den großen Künstlern der Zeit porträtiert wie Luisa

Casati. Eine von Man Rays bekanntesten Fotografien zeigt die Marchesa. Ihre Roben, ihre Art und Weise der Zurschaustellung sind an Extravaganz nicht zu überbieten. Die großen Modedesigner unserer Zeit Yves Saint Laurent und Tom Ford nennen sie als Einfluss, John Galliano widmet ihr 1998 sogar eine komplette Kollektion.

Luisa Casati, Großerbin eines italienischen Textilimperiums, heiratete 1900 mit 19 Jahren den Adligen Camillo Casati. Sie erhielt so den Adelstitel „Marchesa di Roma“, er im Gegenzug die Hälfte ihres Vermögens. 1903 begann Casati eine leidenschaftliche Affäre mit dem Schriftsteller und Nationalisten Gabriele D'Annunzio. Diese Liaison sollte bis zum Tode D'Annunzios 1938 andauern. In dieser Zeit erfindet Luisa ihren Look. Roben und Perlenketten, die bis zum Bo-

den reichen, rote Haare, dunkel geschminkte Augen und ein dunkelroter Mund sind ihre Markenzeichen. Genauso wie die unnatürlich großen Pupillen, welche sie durch giftige Belladonna-Tropfen erzeugt. Statt Schmuck trägt die Marchesa nicht selten Bisswunden und blaue Flecken zur Schau, die Gabriele ihr zugefügt hat.

1910 zieht Luisa Casati nach Venedig in einen Palazzo am Canale Grande. Sie schafft sich einen dschungelartigen Garten an, in dem Paviane, Tiger und Vögel zuhause sind. Albino-Vögel werden passend zu ihren Kleidern eingefärbt und zur Schau getragen. Piazza San Marco – Casati führt ihre zwei Geparden an juwelenbesetzten Leinen spazieren. Sie trägt ein Pelzcape, darunter ist sie nackt. Begleitet wird die Marchesa von einem mächtigen schwarzen Diener, welcher mit einem

Armleuchter dafür sorgt, dass man die Casati sehen kann. Der Auftritt ist alles, das Leben eine Bühne.

Luisa Casati organisiert rauschende Feste und Maskenbälle, zu denen die High Society geladen ist. Die Zeitschrift Vogue berichtet. Die Marchesa raucht Opium und stillt ihren Durst mit Absinth. Taxifahrer und Händler zahlt sie mit Juwelen und Smaragdringen – den Umgang mit Geld hat sie nie gelernt.

1914 trennt sie sich von ihrem Mann und wird, so ihre Biografen Scot D. Ryerson und Michael Orlando Yaccarino, zu einer der ersten geschiedenen Frauen des katholischen Italien. Venedig wird ihr zu klein, sie beginnt, Paris für sich zu entdecken. Hier bewegt sie sich in einem Umfeld von Künstlern und Literaten. Zu ihren Protégés zählen sich Salvador Dalí, Max Ernst und André Breton.

Luisa Casatis verschwenderischer

Lebensstil gipfelt 1930 in ca. 23 Millionen Euro Schulden. Was ihr an Habseligkeiten bleibt, wird versteigert. Sie flieht vor ihren Gläubigern ins Exil nach London. Den Zoo in Venedig muss die Casati hinter sich lassen, aber ihr bleiben fünf Pekinesen. Für deren leibliches Wohl verzichtet die Marchesa auf Essen, konsumiert stattdessen Alkohol und Drogen. Marchesa Casati beklagt sich niemals über ihr Schicksal: „Ich habe zehn Schilling – kaufen wir eine Flasche billigen Wein oder sollen wir uns ein Taxi leisten?“

Luisa Casati, deren größtes Werk sie selbst ist, stirbt 1958 im Alter von 76 Jahren. Auf ihrem Grabstein steht ein Shakespeare-Zitat: „Kein Alter macht sie welk, die unbegrenzte Mannigfaltigkeit nutzt nicht Gewohnheit ab.“

Foto Bolor-Endene-Narankhu



„Portrait of the Marchesa Luisa Casati with a Greyhound“ von Giovanni Boldini

Die Scham existiert nur noch in der Lendengegend

Die Evolution der Gefühle

Von Kim Strejcek

Vielleicht kennt Ihr das auch? Ihr schaut alte Filme, fühlt Euch in der Zeit zurückversetzt und es kommen vergangene Gefühle in Euch auf. Emotionen, die so in unserer Gesellschaft nur

noch selten anzutreffen sind. Nun leben wir in einer postheroischen Zeit. Was ist aus Ehre geworden? Was aus Scham? Hat sich das Gefühlsleben unserer Gesellschaft diesbezüglich wirklich so grundlegend geändert?

Fakt ist, dass wir verglichen mit der

Steinzeit besser darin geworden sind, unsere wahren Gefühle zu verbergen. Was Folgen hat. Das „Diagnostische und Statistische Handbuch Psychischer Störungen“ fordert sogar: Wir müssen selbst nach dem Tod eines geliebten Menschen so gefühlskontrolliert blei-

ben, dass wir weder Schlafstörungen, Konzentrationsschwäche, Appetitlosigkeit noch Niedergeschlagenheit zeigen. Ansonsten sind wir als depressiv einzustufen. In der „guten alten Zeit“ durfte sich der Trauernde noch einen Durchhänger von bis zu einem ganzen Jahr gönnen, ohne am Ende als gestört zu gelten. Profiteure der geänderten Einstellung: Pharmakonzerne.

Kein Wunder, dass angesichts der biochemischen Errungenschaften Ehre und Scham verschwunden sind. Wie sollen denn auch Heldentaten entstehen, wenn der potentielle Held bei jeder schwierigen Lebenslage gleich auf Valium gestellt wird und das wohlige, gedämpfte Gefühl des „Egalseins“ spürt?

Es gibt aber auch einen weiteren guten Grund, warum sich die Ehre aus der deutschen Mitte verabschiedet hat. Der Nationalsozialismus. Diese Ideologie propagierte grotesk übersteigerte militärische Ehre, Zusammenhalt und Moral und ließ so die Ehre implodieren.

Auch die Scham hatte ein Verfallsdatum. Bloßgestellt zu werden und sich dafür zu schämen wurden lange Zeit als erzieherische Maßnahmen begrüßt. Besonders bei jungen Mädchen

wurde diese Scham schon von Kindesbeinen auf anerzogen. Erröten gehörte einfach zum weiblichen Balzverhalten dazu. Die Kinderbücher des 19. Jahrhunderts waren voll von Mädchen, die bei jeder Nichtigkeit sofort rot anliefen und schützend ihre Hände vor das Gesicht legten.

Dass die damalige Scham an Relevanz verlor, ist nicht nur der Urbanisierung und ihren vielen anonymen Versuchungen zu schulden. Nein, natürlich auch der Emanzipation und Aufklärung. Unter anderem trug „Pipi Langstrumpf“ einen nicht zu verachtenden Teil dazu bei. Sie wurde durch ihre Schamlosigkeit zum Idol vieler Mädchen. Inzwischen hat sich die Definition des Wortes „Scham“ geändert. Das lässt sich Meyers Lexikon entnehmen, wo sich das Wort etappenweise von „sich schämen“ zu der alleinigen Bezeichnung des weiblichen Genitals hinentwickelte. Lexika sind schließlich ein wichtiger Indikator dafür, was das Volk weiß, wissen will und wissen kann. Demnach existiert Scham in unserem Wortschatz nur noch als Vagina.

Foto Inga Wolf



Langsam aber sicher stirbt die „Generation Scham“ aus

Die Pille gegen Stille

Wie Drogen Einfluss auf Kommunikation nahmen



Der stumme Patient. In der Therapie fällt es ihm schwer über seine Probleme zu reden.

Von Franziska-Silvana Damm

In den 1970er Jahren experimentierte die Psychologie auch mit Drogen – und entdeckte eine, die kommunikationsanregend wirkt: MDMA – entwickelt 1912 von der Firma Merck, heute bekannt als Hauptbestandteil der modernen Partydroge Ecstasy.

MDMA bewirkt eine Ausschüttung des Glückshormons Serotonin und steigert zugleich das Mitteilungsbedürfnis und die Gefühlswahrnehmung. Aus diesem Grund empfahl es der Chemiker Alexander Shulgin in den 60er Jahren der Psychologie. Anfang der 70er Jahre setzte der Psychologe Michael Mithoefer die Droge in seiner Studie über die Behandlung von Patienten mit Posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) ein.

Seine Patienten litten häufig unter Angststörungen, Emotionslosigkeit oder Depressionen – ausgelöst von traumatischen Erlebnissen durch Krieg oder Gewalt. Mithoefer vermutete, dass das Ver-

drängen dieser Erlebnisse die Kommunikationshemmung seiner Patienten ausgelöst haben könnte. Aus der Sicht eines PTBS-Patienten ist jedes Gegenüber eine potentielle Gefahr – Vertrauen zum Therapeuten war somit kaum vorhanden.

Der Psychologe entschloss sich, die Droge MDMA an zwölf Patienten zu testen. Acht weitere Patienten bekamen einen Placebo. Die Ergebnisse waren erstaunlich: Die Krankheitssymptome ließen bei 92% der mit MDMA behandelten Patienten nach, bei der Placebogruppe nur bei 25%. Bei 83% der mit MDMA Behandelten wurde zwei Monate später kein PTBS mehr diagnostiziert.

Ursache ist die empathogene Wirkung von MDMA. Die Droge stärkt das Vertrauen der Patienten, hemmt Ängste und schafft Offenheit gegenüber Therapeuten. Der Patient fühlt sich sicher. Er kann seine traumatischen Erinnerungen zulassen und trauern. Nicht umsonst bezeichnete schon der Chemiker Shulgin die Droge als „Window“.

Ist MDMA nun ein Fenster zur Psyche? Kritiker bemängelten die geringe Größe der Versuchsgruppe. Nach einem kurzen Verbot aus Angst, die Droge könne für die Bevölkerung zu einfach zugänglich werden, wurde der MDMA-Einsatz in der Psychologie auf einige Gebiete begrenzt. Etliche amerikanische Therapeuten greifen aber auch heute noch erfolgreich auf die Behandlung von PTBS mit MDMA zurück.

Ob MDMA nun offiziell als Wunderheilmittel für Posttraumatische Belastungsstörungen gelten kann, ist nicht sicher. Sicher ist jedoch, dass der Erfolg Mithoefers Studie keineswegs als Freibrief zum privaten Drogenmissbrauch verstanden werden darf. Eine häufige Einnahme von MDMA außerhalb einer psychologischen Sitzung kann zu Hirnschäden führen, die vor allem das Kurzzeitgedächtnis betreffen. Weitere Nebenwirkungen sind noch nicht ausreichend erforscht.

Foto Ainú van Ratingen



FQGAHW

Wie Enigma Botschaften verschlüsselte



26 Tasten, weitaus mehr Kombinationen: die Enigma spielte eine wichtige Rolle im Zweiten Weltkrieg

Von *Merlin Schulz*

Berlin, Juni 1943. Im Reichsmarineamt herrscht helle Aufregung. Wieder haben die Alliierten ein deutsches U-Boot versenkt – als hätte Winston Churchill gewusst, was passiert. Aber wie kann das möglich sein? Immerhin hatte man doch seit 1923 viel Geld für die Verschlüsselung von Mitteilungen ausgegeben und verfügt mit der Chiffriermaschine „Enigma“ über das beste Verschlüsselungssystem der Welt – oder etwa doch nicht?

Arthur Scherbius, ein deutscher Elektroingenieur, hatte die Chiffriermaschine 1918 zum Patent angemeldet. Über die Tastatur eingegebene Buchstaben sendet die Enigma durch Walzen. Diese Walzen drehen sich, verändern stetig ihre Position, jeder Buchstabe wird neu verschlüsselt und durch das Aufleuchten einer Lampe angezeigt.

So kann „IDBDA“ entschlüsselt „HALLO“ bedeuten – aber auch jedes andere aus fünf Buchstaben bestehende Wort. Befinden sich die Walzen in den Maschinen von Sen-

der und Empfänger in der gleichen Position, kann die Botschaft korrekt entschlüsselt werden.

Die Enigma wurde nicht explizit für das Militär entwickelt. Scherbius stellte seine Erfindung auf Messen aus, bot sie militärischen Institutionen, aber auch zivilen Interessenten an. Eine Kommission zur Verbesserung der deutschen Verschlüsselung kam zu dem Schluss, dass die Enigma bestmögliche Sicherheit bot. So begann 1925 die Massenproduktion für den deutschen Militärapparat und die Enigma wurde nicht mehr an Zivilisten verkauft.

Während die Deutschen sich in den folgenden Jahren technisch überlegen fühlten, arbeiteten ausländische Geheimdienste fieberhaft daran, den deutschen Code zu knacken. Marian Rejewski vom polnischen Chiffrierdienst durchschaute 1930 die Funktionsweise der Enigma. Die Polen machten sich zunutze, dass die deutschen Botschaften immer nach dem gleichen Muster aufgebaut waren: Am Anfang jeder Nachricht stand, verschlüsselt nach

dem stets gleichen System, zweimal der Schlüssel.

Als sich 1939 eine deutsche Invasion immer stärker andeutete, gaben die Polen ihr Wissen weiter: In einem Waldstück übergaben sie verdutzten französischen und britischen Geheimdienstvertretern nicht nur Dokumente, sondern auch mehrere funktionsfähige Enigmas.

Obwohl die deutschen Chiffriermaschinen im Verlauf des Krieges um weitere Walzen erweitert wurden und somit die Anzahl der Verschlüsselungsmöglichkeiten stieg, gelang es den Alliierten immer wieder, die Codes zu entschlüsseln und dadurch entscheidende Vorteile zu erlangen. Ob es um Angriffe oder U-Boot-Routen ging – stets konnten die vermeintlich geheimen Botschaften entziffert und zum eigenen Vorteil genutzt werden.

Die Fehlbarkeit seiner Erfindung sollte Scherbius nicht mehr miterleben. Er starb zehn Jahre vor Kriegsbeginn an den Folgen eines Unfalls

Foto *Ainú van Ratingen*.

Die schrägen Vögel der Rothschilds, Reuters und Müllers

Gefiederte Briefboten von gestern



Gefiederter Nachrichten-Überbringer: Edgar Müller ist stolz auf seine Brieftauben – im E-Mail-Zeitalter ist aber auch er angekommen

Von *Michael Krause*

Ein verheißungsvolles Gurren verkündete Nathan Mayer Rothschild, noch nicht Freiherr, längst aber unfassbar reich, am 18. Juni 1815 die Niederlage der Grande Armée bei Waterloo. Wüterich Napoleon Bonaparte hatte sein Waterloo, nun, das erste Waterloo, erlebt, desaströs verloren und Finanzmogul Rothschild erhielt die Nachricht noch vor dem britischen Premierminister: Durch eine Brieftaube.

Schon 1.000 Jahre v. Chr. züchteten Ägypter Brieftauben, um Nachrichten zu übermitteln. 500 Jahre später bedienten sich die Römer der Methode. Auch ihnen war bewusst, dass Tauben über ein gutes Gedächtnis und einen ausgezeichneten Orientierungssinn verfügen. Der ausgezeichnete Orientierungssinn der Brieftauben sorgt dafür, dass sie selbst aus Tausenden Kilometern Entfernung noch zum heimatlichen Schlag finden.

Das kann Edgar Müller bestätigen. Seit 61 Jahren züchtet er Brieftauben in seinem Garten in Hannover. Jedes Mal auf's neue ist er beeindruckt, wenn die gefiederten Nachrichtenüberbringer aus Boczow, Pniewy, Wrzesnia oder Klodowa zurückkehren. Müller ist Vorsitzender eines Brieftaubenvereins in Hannover. Er und sein Freund und Vereinskollege Georg Neumann brennen für dieses Hobby, für das die beiden Rentner rund acht Stunden auf-

bringen – jeden Tag. „Man sagt, dass Taubenzüchter die glücklichste Ehe haben“, schmunzelt Müller. Die meiste Arbeit spielt sich eben zuhause ab.

„Stellen Sie sich vor, da ist ein kleiner Punkt am Himmel. Und dann kommt die Taube angeschossen!“, schwärmt Neumann. Der ersehnte Moment, wenn der gefiederte Botschafter eintrifft, ist das Größte für die Vereinsmitglieder. Und so oder so ähnlich dürften sich seit jeher Menschen fühlen, die eine Botschaft via Taube erwarten. Die kommerzielle Nutzung der Brieftaube begann mit Nachrichtenpionier Paul Julius Reuter: 1850 hatten die Vögel noch eine praktische Bedeutung. Mit 40 Tauben schloss Reuter die Nachrichten-Lücke zwischen Brüssel und Aachen. Damit setzte die Nachrichtenagentur Reuters zum Höhenflug an.

Heute spielen die Tauben keine Rolle mehr in der Nachrichtenübermittlung. Dafür ist die Taubenzucht für Tausende ein Hobby, dem sie ihr Leben widmen. Rund 200 Euro gibt Müller pro Monat für sein Hobby aus. Für die Erdnüsse, die durch den hohen Fettgehalt für ein gutes, geschmeidiges Gefieder sorgen, für die Instandhaltung des Schlags, für Reisekosten. Allerdings: Alltägliche Mitteilungen, die sendet Edgar Müller längst nicht mehr per Taube. Dafür setzt er auf die E-Mail.

Foto *Michael Krause*



Sprechen durch Rauchzeichen

Rauch erhält die Gesundheit

Wie Rauchzeichen Leben retteten

Von Irina Rompf

„Schatz, wenn du nach Hause kommst, dann bring bitte den Müll raus und füttere den Hund.“ Das Verschicken von Kurzmitteilungen gehört zum alltäglichen Gebrauch und das schon seit Jahrhunderten. Um schnell Nachrichten übertragen zu können, nutzte man früher allerdings Rauchzeichen.

Beim Gedanken an diese Art der Kommunikation denkt man wohl zunächst an einen rothäutigen Indianer mit Feder auf dem Kopf, der hektisch einen alten Teppich über dem Feuer schüttelt.

Aber auch in der Antike war der aufsteigende Qualm eines der wichtigsten Nachrichtenmittel. Die Römer kommunizierten so zur Zeit des Römischen Reiches über ein aus „Rauchtürmen“ bestehendes Netz mit einer Länge von 4.500 Kilometer, in etwa so lang wie die Strecke von Hannover bis zum Senegal im Westen Afrikas.

Wer jetzt denkt, Rauchen gefährde die Gesundheit, der irrt! Das „Rauchen“ rettete so-

gar Leben. Da die Feuersignale schnell missverstanden werden konnten, sendete man nur sehr einfache Nachrichten mittels Feuer: „Gefahr“, „Hilfe“, „Der Feind greift an“ oder „Ich habe Hunger“. So allerdings wusste der Verbündete, was zu tun war, konnte seinen Freund mal eben vor dem Hungertod bewahren, lud sich oftmals selber auf Kaffee und Kuchen oder gar eine Tüte Chips im nächstgelegenen Turm ein.

Dumm gelaufen waren diese Hilferufe allerdings bei Nebel. Wer dann Nebel von Rauch hätte unterscheiden können, wäre vermutlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, aufgrund von unvorhersehbaren magischen Kräften.

Apropos magische Kräfte: Noch heute finden Rauchzeichen, wenn auch nicht in genannter Form, ihre Verwendung. Der Rauch bei der Papstwahl entsteht nach demselben Prinzip.

Foto Antonia Bode

Erzähl mir Märchen!

Jahrhundertealte Geschichten wirken noch heute

Von Anastasia Marie Kobisch

„Es war einmal vor langer Zeit...“ – so fangen wohl alle Märchen an. Wie seit Jahrhunderten werden sie auch heute noch vorgelesen, inzwischen aber auch vertont oder gar verfilmt. Worte wie „Märchenprinz“ und „Dornröschenschlaf“ haben sich wie selbstverständlich in unserer Sprache eingemischt. Aller guten Dinge sind drei, die 13 verheißt jedoch Unglück. Doch woher kommt das alles?

Märchenexperte Frieder Paasche sieht eine Ursache in den Ursprüngen unserer Evolution. „Märchen arbeiten mit vielen Stereotypen“, so Paasche, „sie bildeten sich schon vor langer Zeit, stimmen vielleicht gar nicht und doch bleiben sie in unseren Köpfen bestehen“. So werden sie von Generation zu Generation weitergegeben. Während der unterhaltende Charakter etwas verloren ging, fanden die Menschen so eine Möglichkeit, ihre Erfahrungen und Weisheiten weiterzugeben. Viel später erst wurden die Grausamkeiten gestrichen, damit man sie auch Kleinkindern erzählen konnte.

Heranwachsende behalten Märchen oft ein Leben lang im Kopf und handeln unbewusst nach ihnen. In unseren Köpfen und somit auch in unserer Sprache ist das verewigt: Das Nachbarmädchen ist lammfromm, der kleine Typ mit dem komischen Spitzbart

ein Zwerg oder sogar Rumpelstilzchen höchstpersönlich, die Mathelehrerin eine fiese Hexe. Aber warum? Alles nur aufgrund von Stereotypen? Wegen Erlebnissen diverser Urahnen?

Es scheint so.

Doch Märchen haben auch eine gewisse Doppeldeutigkeit. Wir reden

von märchenhaften Erlebnissen, wir durchschauen Märchen aber auch als Lüge. Paasche findet: „Diese Ambivalenz macht es so spannend. Auf der einen Seite sind sie einfach toll, auf der anderen Seite steht die Lüge. Und in diesem Spektrum bewegen wir uns die ganze Zeit.“

Es gibt also eine einfache Erklärung, warum wir uns nach all den Jahren noch immer Märchen erzählen. Wir treten in eine unglaubliche Welt ein, die uns ein Leben lang begleitet. Wir übertragen sie auf unser Verhalten, handeln nach den Vorurteilen und nehmen märchenhafte

Begriffe in unseren Wortschatz auf. Und nach wie vor verbinden Märchen die Menschen. Oder habt ihr sie Euch als Kinder selbst vorgelesen?

Foto Antonia Bode



Das Märchen vom Froschkönig



Ersetzt, ausgetauscht, vergessen...

Keine Verbindung unter dieser Nummer – jetzt reicht's!

Klagelied der Telefonzelle

Von Nicole Hackmann

Liebe Smartphonesüchtige,

am 12. Januar 1881 wurden wir offiziell zu deutschen Staatsbürgern. Mit dem Aufbau des ersten Fernsprechhäuschens in Berlin konnte das große Quatschen fortan beginnen.

Schick angezogen, in den Trendfarben blau und gelb, standen wir an jeder Ecke. Wir waren von da an nicht nur Euer Sprachrohr in die Welt, sondern oft auch Euer Büro oder Treffpunkt für Verabredungen. Warum Ihr dann allerdings irgendwann so fies zu uns wurdet, das können wir uns bis heute nicht erklären!

Bis zum 1. Oktober 1984 kostete Euch die Einheit 20 Pfennig. Da Angebot und Nachfrage wie immer den Preis bestimmen, konnte von der Preiserhöhung ab 1.10.1984 auf 30 Pfennig ab der zweiten Einheit einfach nicht abgesehen werden.

1946 durften wir shoppen gehen!

Die neuen Klamotten in postgelb gefärbten uns prächtig. Endlich hat uns niemand mehr übersehen. Wir waren der Hingucker im Straßenbild! Ach ja, und hab ich schon erwähnt, dass Ihr uns seit 1927 liebevoll Fernsprechhäuschen oder Telefonzelle nanntet? Das waren wirklich wunderschöne Zeiten: Lange Schlangen vor unseren Türen und die vielen Gespräche, die Ihr über unsere Leitungen geführt habt. Ein Schild mit der Aufschrift „Fasse dich kurz! – Nimm Rücksicht auf Wartende“ hat Euch nicht wirklich davon abgehalten, viele Stunden in uns zu verbringen.

Auf der CeBit in Hannover kam dann jedoch die Kehrtwende. Die deutsche Telekom AG sorgte dafür, dass unser fröhliches Postgelb verschwinden musste. Ein trister Mix aus Grau und Magenta ist seitdem die neue Trendfarbe. Doch, seien wir mal ehrlich: So wirklich auffällig ist das nicht und wir wurden zur kleinen grauen Maus im Straßenbild.

Ab 2008 wurden wir dann auch immer weniger. Nur noch alle 2,5 Kilometer muss die Telekom eine Zelle unserer

Sorte aufstellen. Das hat nichts mehr mit Liebe und Zuneigung zu tun, hier geht es nur um den Versorgungsauftrag, den die Telekom zu erfüllen hat.

Klar, 2008, da brauchtet Ihr uns eh nicht mehr. Es gab allein in Deutschland schon damals 107 Millionen laufende Handyverträge. Niemand von Euch muss sich seitdem kurzfassen. Jedes Gespräch läuft über irgendwelche Flatrates und mit dem Handy kann man immer und überall telefonieren. Aber auch wir haben doch Gefühle! An mancher Ecke stehen wir heute noch ganz einsam und allein. Nur wenn Euer Netz mal nicht funktioniert oder die Systeme zusammenbrechen, erinnert ihr Euch wieder an uns. Heute ist der Tag, an dem wir mit euch Schluss machen! Sucht euch bitte einen anderen Doofen, der sich für euch in die Ecke stellt!

Uns reicht's!

Mit enttäuschten, traurigen und irgendwie auch wütenden Grüßen, die Fernsprechhäuschen!

Foto Sonja Höfter

Auf der Suche nach dem ersten tragbaren Mobiltelefon

Wie wir lernten, überall zu telefonieren

Von Christine Ebert

Eine Nachricht binnen weniger Sekunden an das andere Ende der Welt schicken? Mal schnell googlen, wo es den günstigsten Kaffee gibt? Kein Problem! Mit unserer heutigen Technik sind wir ständig online und immer verfügbar. Wenn wir etwas nicht wissen, dient unser Smartphone als Lexikon. Wenn wir uns verfahren, leitet es uns. Das Handy ist aus Hand- und Hosentaschen kaum mehr wegzudenken. Aber wie hat die Geschichte dieses praktischen Mini-computers eigentlich angefangen? Wer waren die Vorgänger?

Tatsächlich gibt es erste Aufzeichnungen eines „Mobiltelefons“ bereits im Jahr 1926 und das sogar in Deutschland. Damals wurde es als Telekommunikationsmöglichkeit in Zügen der Strecke zwischen Hamburg und Berlin genutzt. Dieses Privileg war allerdings nur den Passagieren der ersten Klasse vorbehalten. So ein richtiges Handy war dies jedoch nicht, es war viel zu groß und unpraktisch, um es einfach so „spazieren tragen“ zu können.

Auch die USA versuchten sich an der Entwicklung von Mobiltelefonen.

Könnte das erste Handy, wie wir es kennen, wirklich aus den USA stammen? Das klingt doch ganz plausibel, wenn man sich die Technik anschaut, die heute aus Amerika kommt – prominentestes Beispiel Apple. Die ersten Versuche beginnen bereits in den 1930er Jahren. Und tatsächlich finden sich Informationen über ein Handy im Jahr 1946. Doch Fehlanzeige! Denn dieses „Handy“ ist nichts anderes als das erste mobile Funknetz. Die entwickelten Geräte waren damals noch weit davon entfernt, wirklich mobiles Telefonieren zu ermöglichen.

Die nächste Fahrt führt uns zurück nach Deutschland in das Jahr 1958. Ein mobiles Telefon in einem Taxi. Doch auch hier schüttelt man wohl eher den Kopf, ein Autotelefon lässt sich auch nicht wirklich praktisch mitführen.

Schlussendlich bleibt nur noch eine wirklich tragbare Information: Am 17. Oktober 1973 meldete Martin Cooper aus den USA das Patent auf das erste tragbare Mobiltelefon an. Der Entwickler dieser bahnbrechenden Erfindung war allerdings ein guter Freund Coopers, Motorola-Designer Rudy Kropp. Das erste Handy – das Motorola

DynaTAC 800X – kam erst 1983 auf den US-amerikanischen Markt und bis es schließlich auch endlich Deutschland

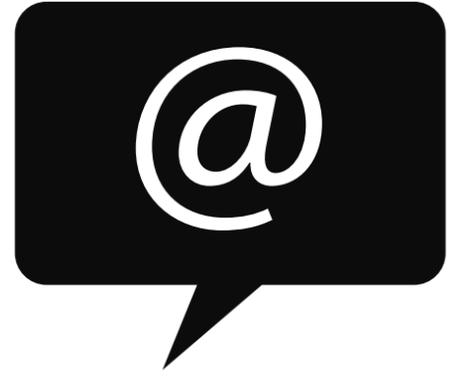
erreichte, dauerte es weitere neun Jahre. So begann die Erfolgsgeschichte des tragbaren Mobiltelefons. Im Sommer

1992 kostete dieses Wunder der Technik in Deutschland übrigens ca. 3000 Mark. Ein Schnäppchen, oder?

Foto Katharina Schütz



Handys im Wandel der Zeit



„Schreien macht keinen Sinn“

Manchmal müssen Gesten mehr sagen als 1000 Worte

Von Lea Klausing

Ein Leben, in dem die Sprache fehlt, ist für viele schwer vorstellbar. Für Timo ist das Alltag. Zumindest Zuhause. Seine Eltern sind gehörlos und auf die Kommunikation mit den Händen angewiesen.

Es ist still im Wohnzimmer. Nicht einmal ein leises Ticken einer Uhr ist zu hören. Timo setzt sich an den hölzernen Esstisch. Er ist 22 Jahre alt, macht eine Lehre zum Bankkaufmann und wohnt bei seinen Eltern in einem Dorf in Niedersachsen. Er ist groß und hat kurze hellbraune Haare, die er mit Gel frisiert hat. Nervös zupft er an seinem grauen Pullover. Der junge Mann scheint zu ahnen, was jetzt folgt. Es ist diese eine Frage, die er schon etliche Male beantworten musste: Wie kommuniziert er mit seinen Eltern?

Timos Eltern sind taub. Sie gehören zu den etwa 80 000 Menschen in Deutschland, die in ihrem Leben noch nie ein Geräusch gehört haben – nicht einmal die Stimmen ihrer Kinder. „Ich habe die Gebärdensprache nie gelernt“, gesteht Timo, „über Zeichensprache, Gestik und Mimik kommuniziere ich mit meinen Eltern. Zur Not schreibe ich auch mal was auf.“

Wie kann die Kommunikation funktionieren, wenn so etwas Essenzielles wie die Sprache fehlt?

Timo spricht schnell. Manchmal hat man Probleme ihm zu folgen. Er hat Gedankensprünge, spricht Sätze nicht zu Ende. Dabei hält er seine Hände mit gespreizten Fingern vor sich und gestikuliert stark. „Um sich gut mit Gehörlosen unterhalten zu können, darf man keine Angst haben, sich zum Affen zu machen“, erklärt er und lacht. Gemeint ist die für einen Außenstehenden oftmals übertrieben wirkende, hektische Mimik und Gestik, die bei der Kommunikation mit Gehörlosen oft zu sehen ist.

Schon als Kind entwickelte der 22-Jährige scheinbar ein Gefühl für die Behinderung seiner Eltern. Er erinnert sich an eine Geschichte aus Kinderzei-

ten, die ihm sein älterer Bruder erzählt hat. Er beginnt zu schmunzeln. „Als ich als Kind meine ersten Gehversuche machte, bin ich, wie das nun mal ist, auch öfter hingefallen“, beschreibt er. „Aber ich habe nie geschrien, sondern immer nur gewartet, dass meine Eltern mich auf dem Boden liegend sehen.“ Möglicherweise habe er da schon unbewusst gemerkt, dass es keinen Sinn macht zu schreien.

Auch der Alltag im Haus seiner Familie sah oft anders aus als in anderen Familien. Timo und sein

Bruder mussten ihren Eltern sehr viel helfen. So haben sie Telefonate getätigt oder ihre Eltern bei Behördengängen oder Arztbesuchen begleitet, um zu dolmetschen. „Das hat schon ziemlich genervt, gerade wenn ich am Spielen war und wieder irgendwo anrufen sollte. Aber mir blieb ja nichts anderes übrig“, erklärt er.

Es habe ihm aber beim Erwachsenwerden geholfen. Für ihn ist es selbstverständlich, seine Eltern mit ihrer Behinderung zu unterstützen. Er habe es nie als eine große Verantwortung aufge-

fasst, die er nicht hätte bewältigen können. „Ich habe nicht das beste Los gezogen, aber mich hätte es noch viel schlimmer treffen können.“

Nicht nur die Kommunikation sondern auch das geschriebene Wort unterscheidet sich bei Gehörlosen von der Alltagssprache. „Ich schreibe meinen Eltern SMS wie an kleine Kinder“, verrät der junge Mann. Die Grammatik und Wortwahl ist bei Gehörlosen stark vereinfacht.

In manchen Situationen habe Timo versucht, die Behinderung seiner Eltern zu seinem Vorteil zu nutzen. „Beim Elternsprechtag habe ich immer alles ein bisschen beschönigt übersetzt, was der Lehrer gesagt hat“, erzählt er schmunzelnd. Doch plötzlich wirkt er nachdenklich und die lustige Erinnerung an Elternsprechtage ist verflogen. „Viele Kinder meinten auch, ich könne das Radio so laut aufdrehen, wie ich wolle. Das ist aber eine Freiheit, die alle anderen Probleme nicht aufwiegen kann.“

Warum habe er die Gebärdensprache nicht gelernt? Da muss Timo nicht lange überlegen. „Das hat eben auch so immer gut funktioniert. Als Kind habe ich mir nie wirklich Gedanken darüber gemacht, ob meine Gesten der offiziellen Gebärdensprache entsprechen. Sicherlich gibt es immer so ein paar Momente, in denen ich Schwierigkeiten habe zu übersetzen“, räumt Timo ein, „aber im Großen und Ganzen kann ich mich mit meinen Eltern verständigen. Da habe ich nicht die Notwendigkeit gesehen, die Gebärdensprache zu lernen.“

Erst in den letzten Jahren habe Timo sich Gedanken darüber gemacht, dass er die richtige Gebärdensprache nie erlernt hat. In der Zukunft könne er sich daher vorstellen, sich diese anzueignen, um die Kommunikation mit seinen Eltern noch zu vereinfachen. „Dass ich gehörlose Eltern habe, ist eine Sache, die mich ausmacht und mich von vielen unterscheidet“, weiß Timo. „Da wäre es sicherlich schöner, ihre Sprache richtig gelernt zu haben.“

Foto Lea Klausing



Timo gestikuliert viel beim Reden. Das hat er sich durch die Kommunikation mit seinen Eltern angewöhnt

Jugendsprache: gelungene Kommunikation oder Sprachverfall?

Für manche ist es ein normales Beispiel des Wandels, für andere der Niedergang der Sprachkultur

Von Sina Ruddat

Für die einen ist es Irrsinn, für die anderen Teil der Alltagsunterhaltung – die Sprache der Teenager. Nicht erst seit gestern wird der Jugendslang bei der älteren Generation heiß diskutiert. Die Ausdrucksweise ist für Jugendliche jedoch weit mehr als bloßes Mittel der verbalen Kommunikation.

„Babo“, „cu“ & „Klappkaribik“ – Worte wie diese können einem heutzutage jederzeit begegnen. Sie sitzen in der U-Bahn, neben Ihnen eine Gruppe Jugendlicher, die sich angeregt unterhält. Nebenbei hören Sie mit - und verstehen nur Bahnhof. Gerade ältere Menschen haben zunehmend Probleme nachzuvollziehen, was Kinder und Jugendliche von sich geben, wenn diese in ihrer scheinbar eigenen Sprache reden. Das ergibt zumindest eine Umfrage in Hannover.

Der Slang der Jugend wird von der älteren Generation oft als „unanständig“ betrachtet. Dabei wird unter den Jugendlichen das Wort „Digga“ bei-

spielsweise als kameradschaftliche Anrede gesehen. Trotzdem stellt sich die Frage, warum nutzen Jugendliche heutzutage diese „derbe“ Sprache? Kann sich dies negativ auf ihre kommunikativen Fähigkeiten auswirken?

Nach Aussagen mehrerer Jugendlicher fühlen sie sich „lockerer“, als wenn sie in der Sprache der Erwachsenen kommunizieren. Gefühle wie „Wut“ und „Enttäuschung“ auszudrücken, fällt ihnen in ihrer Sprache wesentlich leichter. Die Jugend bezeichnet ihr Sprachverhalten selbst als „fetter“ einfach „cooler“. Sie möchten sich von der Erwachsenenwelt abgrenzen. Es ist auch eine Art der Provokation. Doch haben Abkürzungen und neuentdeckte Wörter einen Einfluss auf die Jugend?

Laut Spiegel Online ist der Jugendslang eine Chance für die Belebung der Umgangssprache. Für die Jugendlichen selbst ist es zudem ein „Spaß“. Sie identifizieren sich innerhalb ih-

rer Gruppe mit ihren Wörtern. Das ist der Grund, warum die Teenager von heute diesen Wortschatz gebrauchen. Natürlich trägt der Slang der Jugend dabei auch maßgeblich zur Sprachveränderung bei, doch ist Wandel nicht ein prägendes Merkmal von Sprache?



Kurz und knapp, die Welt ist und war schon immer im Wandel. Dies wird im Bereich der Technik oder auch der Mode besonders deutlich. Wer hätte vor einigen Jahren noch gedacht, dass der Retro Look aus den fünfziger Jahren noch einmal im Trend liegen würde? Und kann jemand vorhersehen, dass eine Rückbesinnung auf nostalgische Begriffe nicht auch im Jugendslang irgendwann wieder richtig „hip“ wird?

Foto Lydia Bauer

Ein Symbol, eine Zahl, ein Buchstabe - Kommunikation heute!

Gemeinschaft, Erfahrungsaustausch und Lebensfreude? – Gefällt mir.

Neue spezifische Social-Media-Dienste entstehen - so auch für aufgeschlossene Senioren



Moderne Medien begeistern generationsübergreifend

Von Maren Lösch-Schloms

Soziale Netzwerke sind heutzutage im Leben vieler Leute von großer Bedeutung. Man spricht von einer Facebook-Generation und meint damit meist junge Menschen. Dabei ist Social-Media längst nicht mehr allein der Jugend vorbehalten.

Social-Networks sind heutzutage in aller Munde. Der Branchenführer „Facebook“ hat inzwischen über eine Milliarde Nutzer auf der ganzen Welt. Für viele Menschen ist diese Art der Kommunikation zur Selbstverständlichkeit geworden – ein Leben ohne „Facebook“? Unvorstellbar! Doch nachdem der Internetgigant die soziale Medienwelt nun jahrelang dominierte, gewinnen immer mehr kleine aber spezifizierte Netzwerke an Aufmerksamkeit.

So auch „Seniorbook“. Die Plattform wurde für aktive Senioren ins Leben gerufen, die trotz mangelnder Erfahrung ganz simpel online kommunizieren wollen. Hinter dem Projekt stehen Thomas Bily (47)

und Markus Erl (26) aus München. Dem aus der Verlagsbranche stammenden Bily und dem Versicherungskaufmann Erl fiel auf, dass Werte und Prioritäten der Altersgruppe ab 45 Jahre in den bereits existierenden Netzwerken nicht vertreten waren. Angst vor Verletzung der Privatsphäre und die Frage „Was bringt mir das Ganze?“ waren der Ansatz der beiden und gleichzeitig der Grund, wieso die Nutzung von „Facebook“ bei Senioren stark zurück ging.

„Seniorbook“ ist „viel stärker inhaltsgetrieben“, so Thomas Bily. Es wird das Bedürfnis älterer Bevölkerungsschichten geweckt, Reiseziele zu empfehlen und mit Gleichgesinnten in regelmäßigen Abständen zusammenzukommen, um gemeinsam etwas zu unternehmen und sich auszutauschen.

„Entgegen jedem Klischee beschreiben 90% aller Senioren ihren körperlichen, gesundheitlichen und wirtschaftlichen Status mit zufriedenstellend bis sehr gut“, so Bily. Was letztendlich zur Anmeldung führt, ist das Gefühl, Teil einer Gemeinschaft zu sein, ohne jegliche Verpflichtungen zu haben. Ein Ort, an dem man sich immer wohlfühlt.

Wichtig sind dabei der Wille und die Motivation, immer mit der modernen Technik auf dem Laufenden zu bleiben. Nur so kann man von sozialen Netzwerken profitieren. So gibt es auch für ältere Menschen neue Angebote, mit dem Ziel, die Vorteile des Internets bequem, sicher und effektiv zu nutzen, um den Alltag zu erleichtern.

„Seniorbook“ möchte nicht zur Kommunikation drängen. Die seniorenfreundliche Handhabung und die umfangreich abgedeckte Themenwelt, der regionale Bezug und die sofortige Identifikation mit der deutschen Sprache, ermutigen, sich dem Fortschritt der virtuellen Kommunikation anzuschließen.

Auch in der heutigen „Facebook-Generation“ werden neue Prioritäten und Interessen entstehen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis weitere Alternativen die Social-Media-Welt bereichern. Ein soziales Netzwerk für Senioren ist dabei vermutlich nur der Anfang.

Foto Lydia Tittes

Pferdeflüsterer war gestern

Interaktion durch Körpersprache

Von Vanessa Clobes

Kommunikation mit dem Pferd beruht meist auf Dominanz-Verhalten und Machtgetue. Hans-Jürgen Neuhauser gibt alternative Körpersprachen-Seminare, die auf Einfühlungsvermögen zielen.



Nur mit den Signalen der Körpersprache...

Durch das offene Gelände ohne Sattel und Trense galoppieren? Nur mit Körper und Gesten das Pferd lenken? Für viele Pferdefreunde und Laien scheint das unmöglich. Doch Hans-Jürgen Neuhauser kann das, wovon viele Reiter träumen.

Heute gibt der sympathische Bayer auf einem Hof in Perach Körpersprachen-Seminare im Bereich Pferdeausbildung. Einen wilden Mustang aus den USA hat er bereits gezähmt. Auch ein arabischer Scheich nahm seine Hilfe bei zwei aggressiven Hengsten in Anspruch. Die Körpersprache, die er dabei verwendet, hat er sich selbst beigebracht oder wie Neuhauser sagt: „Ich wurde vom Leben dazu gezwungen.“

Erst mit Mitte zwanzig stieg er in den Reitsport ein, gleich mit seiner eigenen Stute Cassey. „Das Bezeichnende war eben, dass die Interaktion mit Pferden immer durch mechanische Hilfsmittel geschehen ist. Man brauchte immer Zaumzeug und Gerte. Alles hat sehr auf Macht beruht“, erinnert sich Neuhauser an die ersten Reitstunden. In denen versuchte er oft vergeblich mit Druck auf Zügel und Schenkeln das Tier zu lenken. Dieses dominante Verhalten störte ihn von Anfang an. Gleichzeitig verbrachte er Zeit in einer Akrobatikgruppe. Dabei erlangte er ein ganz bewusstes Körpergefühl. Er konnte so Rückschlüsse ziehen, durch die ihm bewusst wurde, wie Körpersprache funktioniert. Auch die trainingsphysiologischen Grundlagen, die er dabei kennen lernte, macht er sich heute in seinen Seminaren zu Nutze.

Die Teilnehmer lernen, sich selbst in ihrer Bewegung wahrzunehmen, sich bewusst zu bewegen und körpersprachlich klare Aussagen zu treffen. Das Ziel seiner Seminare ist, dass die Pferde in die absolute freie Selbsthaltung kommen. Sie sollen freiwillig alle Bewegungen ausführen. Dabei wird kein körperlicher oder psychischer

Druck ausgeübt. Sie reagieren auf die eindeutigen Signale.

Neuhauser verdeutlicht dabei immer wieder, wie wichtig ihm das Miteinander, der Wir-Gedanke ist: „Wirkliches Vertrauen, wirklicher gegenseitiger Respekt ist stärker als jedes Machtgetue. Aber Vertrauen muss man sich nicht nur erarbeiten, sondern man muss es erhalten.“

Als Pferdeflüsterer sieht er sich allerdings nicht. Für ihn gilt das Motto: „Wer flüstert, der lügt.“ Der Begriff „Pferdeflüsterer“ ist ohnehin veraltet. Früher wurden so Leute bezeichnet, die beim Trainieren für Vorfürungen auf Gewalt

und Schmerzeinwirkung bei den Tieren setzten.

Für Neuhauser ist das keine Option: „Zum ‚Ja sagen‘ gehören immer zwei, zum ‚Nein sagen‘ reicht einer.“

Gerade bei der Kommunikation mit Tieren ist gewaltfreier Umgang wichtig, denn Kommunikation ist ein Dialog. Bis dieser Dialog einmal soweit ist, dass sich Pferd und Reiter ohne Worte verstehen, braucht es viel Geduld und Training. Doch am Ende zahlt sich das aus. Denn Pferd und Reiter gewinnen an körperlicher wie geistiger Freiheit.

Foto Denise Sobotta



...führt das Pferd die Lektionen aus

„Ich-und-Du-Kooperation“

Richtige Kommunikation mit Hunden

Von Torben Ritzinger

Die Hundetrainerin lockt Tao, einen Westhighland-Terrier, mit Leckerli zu sich heran. Trainingsziel ist, dass sich Tao, trotz des großen Reizes des angebotenen Futters von seinem Frauchen zurückrufen und nicht ablenken lässt.

Sie spricht ihn einmal freundlich mit Namen an. Tao reagiert unbeeindruckt. Es erfolgt eine Warnung mittels Zuruf. Tao gehorcht jedoch nicht, er bleibt beim Futter. Jetzt erfolgt eine Handlung des Frauchens. Auf ruhige und souveräne Art trennt sie den Hund von der verlockenden Futterquelle. Dabei soll das Tier lernen: „Wenn er nicht auf Rückruf reagiert erfolgt eine Reaktion.“ Dieses Szenario ist einer von mehreren elementaren Bausteinen der Hundetrainerin Heike Melkers, die sich darauf spezialisiert

hat, Hundehalter zu schulen, wie sie korrekt ihre Vierbeiner führen – weshalb der Begriff „Menschentrainerin“ eigentlich zutreffender ist.

Ziel ist, die Bindung zwischen Zwei- und Vierbeiner zu stärken und die Beziehung zu vertiefen. Melkers erklärt: „Wenn wir unsere Hunde nicht führen, werden diese selbst die Führungsrolle übernehmen, ganz entgegen ihrer Wünsche und Eignung, was zu Konflikten zwischen Mensch und Tier führt.“ Die Workshops finden in der Reithalle des „Halhofes“ in Bielefeld-Schildesche statt. Der Hundehalter lernt, wie er sprachfrei und ohne Futterbelohnung die Rolle des „Rudelführers“ übernehmen kann. Das verhilft nicht nur dem Mensch, sondern auch dem Hund

zu einem stressfreien Miteinander. Gelernt hat Melkers bei Maika Nowak. Die Hundexpertein lebte sieben Jahre mit einem wilden Hunderudel zusammen und studierte dabei deren Verhalten. Die Kommunikation der Hunde untereinander übersetzte Nowak anschließend in eine, für Menschen nachahmbare Körpersprache.

Wieder beim Training angelangt, zeigt die Übung erste Erfolge, die Kommunikation in der Partner-Beziehung funktioniert viel besser: „Tao!“ ruft Frauchen. Der Terrier lässt die Leckerien ohne weitere Warnung hinter sich und stürmt auf seine „Rudelführerin“ zu.

Foto Katharina Schütz



Ein friedliches Miteinander von Mensch und Tier ist Ziel des Coachings



impulse, die wir empfangen. alles und viel mehr. im jetzt, im morgen, das sind wir. miteinander nicht gegeneinander. reden war gestern. haben wir uns was zu sagen? 100 neue **facebook**freunde. überall sein und nirgendwo. alles kriegen. monolog. dialog. warte kurz. kann nicht mehr schreiben. mein **handy** klingelt.



Wenn Schauspiel und Realität verschwimmen

Interaktives Schauspiel – eine besondere Art der Kommunikation

Von *Norah El Gammal*

Die dänische Theatergruppe SIGNA bietet jedes Jahr spannende Performance-Installationen an. Sie erschaffen eine simulierte Wirklichkeit, die der Zuschauer mit allen Sinnen erfahren kann. Ihre letzte Produktion „Club Inferno“ wurde in Berlin aufgeführt.

Auf den ersten Blick ist es ein pompös ausgestatteter Nachtclub. Für die 44 Angestellten ist er ein Gefängnis. Sie haben jeglichen Bezug zum Leben verloren. Der Clubbesitzer übt Psychoterror auf sie aus und zwingt sie quälende Rollen zu spielen. In einem dunklen, eiskalten Flur steht „Judas“. Er ist in der realen Welt straffällig geworden und hat im Club Zuflucht gefunden. Dort wird ihm jede Nacht seine Schuld vor Augen geführt.

„Wir spielen nicht auf der Bühne. Daher umgehen wir die Distanz zum Zuschauer, die durch das übliche Guckkastentheater geschaffen wird“, erläut-



Im „Club Inferno“ scheint die Hölle jede Nacht Realität zu werden

tert Mona el Gammal, Bühnenbildnerin der Gruppe. In dieser Form unterscheiden sich die Produktionen drastisch von der klassischen Form des Theaters.

Ziel sei es, den Zuschauer mit gesellschaftskritischen Themen zu konfrontieren und zur Reflexion anzuregen. Die Herangehensweise ist da-

bei sehr komplex. Ein entscheidendes Merkmal: Der Schauspieler kommuniziert direkt mit dem Zuschauer und bindet ihn in das Geschehen mit

ein. Die Atmosphäre wird durch die detailliert gestalteten Räumlichkeiten, die Kostüme, bestimmte Gerüche und Geräusche untermauert.

Provokante Sätze, wie „Soll ich für dich strippen?“ oder „Hör endlich zu, du arrogante Saul!“, gehören zum Programm. „Der Zuschauer bereitet solche Momente durch seine Kommunikation mit vor. So kann der Schauspieler dann innerhalb der Rahmenbedingungen handeln, um gewisse Reaktionen zu erzielen“, erklärt die Bühnenbildnerin.

Wenn Judas auf einmal von den hierarchisch höhergestellten Charakteren geschlagen und angeschrien wird, gehört das zum Konzept und ist Teil des Schauspiels.

Wie die Zuschauer reagieren, ist sehr unterschiedlich. Während einige Leute versuchen, Stellung zu beziehen und ein Gespräch aufzubauen, halten andere lieber Distanz zum Geschehen. Die Einbindung des Zuschauers kann dazu führen, dass er beginnt sich als Teil der Geschichte zu begreifen. Manche sind kaum noch fähig, zwischen Realität und Schauspiel zu unterscheiden.

Foto *Erich Goldmann*

Die Musik spricht

Der Kern der Musik, die enthaltene Botschaft, wird oft nicht wahrgenommen

Von *Simon Dosch*

Wir alle hören Musik, aber verstehen wir wirklich die Botschaften, die uns über die populärste aller Künste mitgeteilt werden? Sicher ist jedenfalls, dass es viele Hindernisse zwischen Musiker und Hörer gibt.

Anna singt. Noch singt sie größtenteils in ihrer ganz eigenen Sprache, trotzdem versteht sie jeder. Vor kurzem war ihr zweiter Geburtstag und auch jetzt plappert sie noch ganz begeistert ihre Interpretation von „Zum Geburtstag viel Glück“ vor sich hin. Das Lied übermittelt eine eindeutige Nachricht, die jeder sofort versteht.

Ganz so einfach lässt sich die Botschaft bei einem Großteil der Musik aber nicht herausfiltern. Neben der Sprachbarriere, sei es wegen unklarer Aussprache oder einer fremden Sprache, gibt es noch unzählige andere Faktoren, die die Kommunikation zwischen Komponist und Konsument erschweren - dabei wollen Künstler laut Dr. Sabine Sonntag doch verstanden werden.

Sonntag ist Opernregisseurin sowie Dramaturgin und lehrt an der hannoverschen Musikhochschule Historische

Musikwissenschaften. „Grundsätzlich ist der Text enorm wichtig, denn er ist die Basis, erst danach ist die Musik entstanden. Selbstverständlich gibt es nach wie vor Anhänger der sogenannten absoluten Musik, also Musik, die aus sich selbst heraus wirkt und ohne Text oder Bühnenbild funktioniert.“

Aber kann Musik ganz ohne Text überhaupt eine eindeutige Botschaft kommunizieren?

Sabine Sonntags Standpunkt ist eindeutig: „Natürlich! Beethovens 5. Sinfonie kann und soll man beispielsweise instrumental hören. Das funktioniert ohne die Textebene, Hilfestellungen für den Hörer sind aber sinnvoll. Zu verstehen warum sich Beethoven an manchen Stellen an die Regeln hielt und an anderen von ihnen abwich macht einen großen Teil des Hörens aus.“

Das setzt natürlich voraus, dass der Hörer eine Hilfestellung möchte, schließlich nehmen heutzutage viele Menschen die tatsächliche Aussage eines Musikstücks lange überhaupt nicht wahr. Dabei kommuniziert Musik auf so viele verschiedene Wege. Bei manchen Liedern wird gesungen, bei manchen Liedern wird geschrien, andere sprechen ganz ohne textliche Ebene mit dem Hörer. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich sogar eine Mischung aus Musiktheater



Wer Musik verstehen will, muss ihre Entstehung kennen

und absoluter Musik, bei der den Konzertbesuchern ein Programmheft vorlag, in dem man dem Handlungsstrang der Musik Wort für Wort folgen konnte.

Eines ist also sicher: Musik kommuniziert – und zwar ständig, auf mehreren Ebenen. Ob die Botschaft ankommt liegt jedoch beim Hörer und

seiner Bereitschaft sich auf die Musik einzulassen.

Foto *Lydia Tittes*

Das nickende Nein

Schwierigkeiten der interkulturellen Kommunikation

Von Charleen Günther
und Meryem Kocaaga

Sei es in Geschäften, am Arbeitsplatz, in der Schule oder in Vereinen. Vielen ist gar nicht bewusst, welche Probleme es während der Kommunikation geben kann, wenn man nicht über eine gewisse interkulturelle Kompetenz verfügt.

Die Kommunikation beschränkt sich nicht nur auf die Verwendung einer Fremdsprache in einem anderen Land, sondern auch auf die Werteorientierungen, die in der jeweiligen Kultur herrschen. Hierbei spielt außerdem die nonverbale Kommunikation eine große Rolle. Wie zum Beispiel durch Gestik, Mimik, Körperhaltung, Tonfall und Lautstärke. Sehr wichtig ist auch die Art und Weise, wie etwas gesagt wird.

Das bekommen auch Studenten aus dem Ausland zu spüren. Immer mehr junge Menschen verlassen ihre Heimat, um in Deutschland zu studieren. Ganz besonders die Körpersprache ist in der Anfangszeit in einem neuen Land sehr wichtig, da viele die Sprache erst lernen, wenn sie bereits in Deutschland sind.

Gesichtsausdrücke sind beispielsweise universell entschlüsselbar, aber müssen deshalb noch lange nicht verständlich sein. Wann wer in welcher Situation lacht, ist von jeweiligen Konventionen der Kultur abhängig. Wird ein thailändischer Manager gekündigt, so wird er mit einem Lächeln im Gesicht sagen „Ich bin arbeitslos“. Denn hier gilt die Devise: „Im Land des Lächelns“ werden negative Emotionen nur in den eigenen vier Wänden ausgetragen.

Daniel Haghgoo ist einer von denen, die sich für ein Studium in Deutschland entschieden haben. Daniel ist 23 Jahre alt, kommt aus dem Iran und studiert jetzt Informatik in Deutschland.

Nach zehn Monaten hat er sich gut eingelebt. „Die Bildungschancen in Deutschland sind besser als im Iran. Die Universitäten sind ebenfalls gut angesehen. Hier habe ich später ein gesichertes Einkommen“, so der 23-Jährige. Daniel hat bei der Kommunikation mit den Deutschen größtenteils positive Erfahrungen gemacht. „Natürlich gibt es immer einige Ausnahmen. Viele sind sehr hilfsbereit, andere aber sehr kalt in ihrem Umgang mit Ausländern“, erklärt der Student. Daniel hat bereits vor seiner Anreise Deutschkurse belegt und diese anschließend in Deutschland weitergeführt. „Es war sehr wichtig für mich, die Sprache zu lernen. Ich will hier arbeiten und dafür muss ich schließlich die deutsche Sprache richtig beherrschen“.

Aber auch die Ansichten und Erfahrungen deutscher Studenten spielen in der wechselseitigen Kommunikation eine große Rolle. Denn erfolgreiche Kommunikation funktioniert nur, wenn beide Seiten bereit dazu sind.

Narin Kocaaga ist in Deutschland geboren und studiert Bauingenieurwesen. Sie hat Freunde, die ein Auslandsstudium machen und bei denen sich die Kommunikation zu Beginn als sehr schwer entpuppt hat. Sie ist der Meinung, dass Kommunikation, ohne die Sprache sprechen zu können, nahezu unmöglich ist. „Die Studenten sollten in ihrem Land Sprachkurse belegen, um sich hier so gut wie möglich zu verständigen.“ Außerdem meint sie, dass nonverbale Kommunikation nur bis zu einem bestimmten Punkt möglich ist. „Mit Händen und Füßen kann man nicht lange kommunizieren. Menschen sind auf Kommunikation angewiesen. Egal, ob verbal oder nonverbal.“ Der Spruch „man kann nicht nicht kommunizieren“ mag dabei vielleicht richtig sein, führt aber über längere Zeit häufig zu Missverständnissen und Konflikten.

Denn in der Interaktion mit Menschen aus anderen kulturellen Räumen zeigen Erfahrungen, dass sich nicht nur die Sprache unterscheidet, sondern auch bestimmte kulturelle Muster und Verhaltensweisen. Viele der Verhaltensweisen kommen uns selbstverständlich oder „irgendwie bekannt“ vor. Jedoch haben sie oftmals in anderen Ländern eine ganz andere Bedeutung. Aufgrund von fehlendem Wissen und Verständnis für andere Kulturen können so in der Kommunikation Schwierigkeiten entstehen. So bedeutet beispielsweise ein Kopfnicken in Indien „nein“ und ein Kopfschütteln „ja“.

Wer sich also zwischen den Kulturen be-

wegt, kann leicht in ein Fettnäpfchen treten. Daher ist es wichtig, dass sich jeder über die Eigenschaften und auch Eigenheiten der Kommunikation in der eigenen Kultur Gedanken macht und sich Grundkenntnisse sowie auch Kernkom-

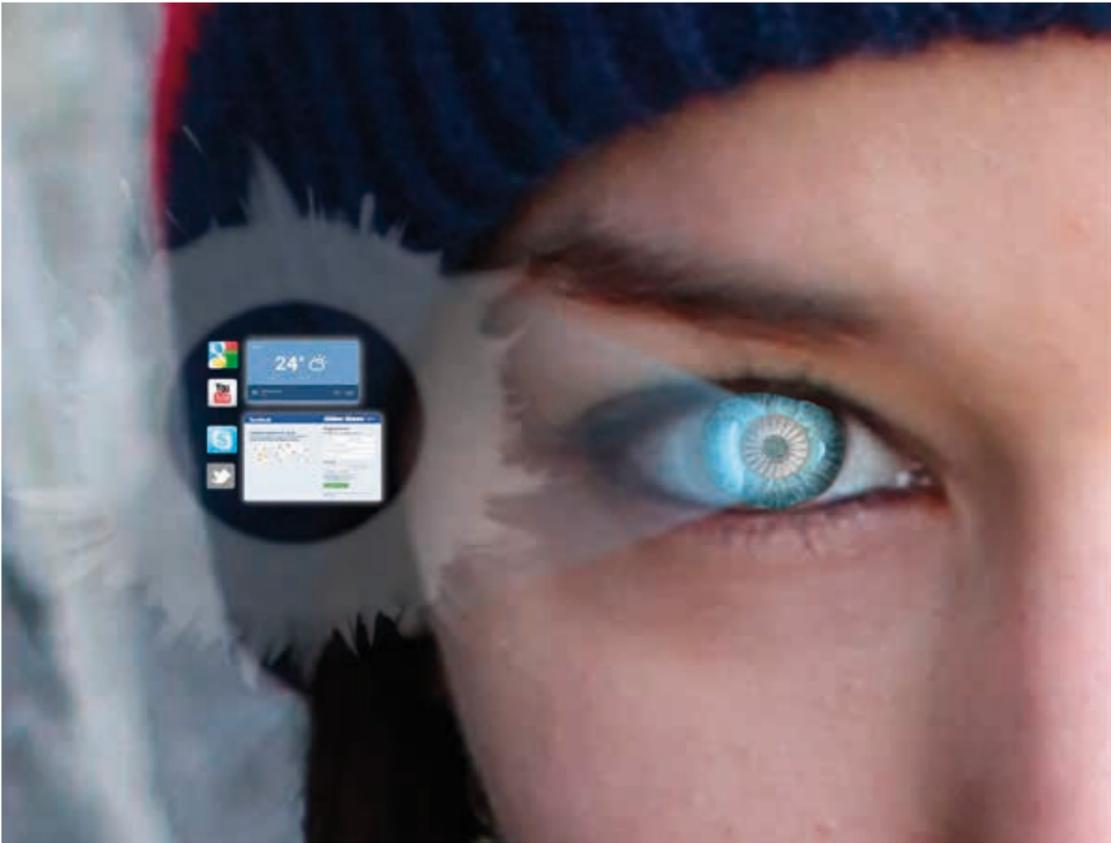
petenzen anderer Kulturen aneignet. Die meisten Missverständnisse zwischen verschiedenen Kulturen können sich sicher dadurch vermeiden lassen.

Foto Samira Großhenning



Freundschaft kann die Folge von geglückter interkultureller Kommunikation sein





#HumanTechnology
 #Codes
 #Realitätsverlust
 #NeueMöglichkeiten

#TRANSPARENZ

#VerschmelzungMenschmaschine

#Reizüberflutung

#CUBOIO

#Überwachung
 #ONLINE

#Programmierbar

#INNOVATION

#Empathie

#REVOLUTION

#KünstlicheIntelligenz

#Evolution

#Fortschritt

#Web3.0
 #SecondWorld

#1001101

#Abhängigkeit

#QR

#Isolation

#Community

#Telepathie

#Einsamkeit

#Persönlichkeitsverlust

#SocialMedia

#UnterStrom

#BIGGERFASTERSTRONGERBETTER

Fotografie und Layout:

Loreen Abedi, Najib Alhasan, Josepha Engelhardt, Luisa Fernau, Samira Großhennig, Felix Lohmeyer, Kristina Rusch

Diagnose Sprachfehler

Sprechen lernen ist nicht kinderleicht

Von Julia Baade

Bis zum sechsten Lebensjahr durchlebt der Mensch seine größte Sprachentwicklung. Die Grundlage wird jedoch vor der Geburt geschaffen, denn schon als Fötus nimmt ein Kind seine Umwelt wahr. Am meisten lernen die ungeborenen Babys durch die Sprache der Mutter. Direkt nach der Geburt kommunizieren sie auf vereinfachte Art und Weise. Mit Erfolg: Jedes Kreischen, Quietschen und Lallen führt zu Reaktionen ihrer Bezugspersonen.

Zum Lernen der Sprache braucht ein Kleinkind Unterstützung. „Für die Kleinen sind verschiedene Tonlagen, das Vorsprechen von Begriffen und das Zeigen auf die Gegenstände sehr prägend“, erklärt Laura Schulze, Studentin der Logopädie. Dadurch können sie Wörter und Emotionen zuordnen, nachahmen und wiederholen, bis ein Wort mit all seinen Lauten im Wortschatz aufgenommen ist.



Um Sprachfehler zu heilen, empfiehlt die Logopädie tägliche Übungen

Mit sechs Jahren sollte ein Kind alle Laute einwandfrei sprechen können. Einige Kinder haben damit aber Probleme und finden Hilfe in der Logopädie. „Wichtig ist, jede Person mit seinen Fä-

higkeiten individuell zu betrachten und die Therapie daran auszurichten“, sagt Schulze.

Einer ihrer jüngeren Patienten lispelt beispielsweise. Kein Sonderfall, da

der Laut „S“ als einer der letzten gelernt wird. Die Zunge rutscht beim Lispeln zwischen die Zähne und das „S“ ertönt falsch. „Entscheidend ist, wo der Laut im Mund gebildet wird“, verdeutlicht Schul-

ze. „Das richtige ‚S‘ entsteht hinter den Zähnen, das trainieren wir.“ Erwachsene mit einem Sprachfehler verlieren oft an Selbstwertgefühl und vermeiden die Kommunikation. Die Kinder leiden dagegen häufig unter Hänseleien ihrer Mitschüler.

Kinder und Erwachsene gehen in der Regel wöchentlich zur logopädischen Therapie. Bei Sprach- und Artikulationsübungen lernen sie, ihr Defizit zu korrigieren. „Mit Kindern summe ich zum Beispiel wie die Bienen, um das ‚S‘ zu lernen. Die Erwachsenen absolvieren ihre Übungen zielstrebig ohne Spielereien“, so Schulze.

Das Ziel der Therapie ist der Einsatz der richtigen Laute im alltäglichen Sprachgebrauch. Die Patienten sind daher nicht nur während der Therapiestunden sondern auch im Alltag gefordert, mit Geduld, Disziplin und Anstrengung die richtige Aussprache zu trainieren. Ihnen winkt die Chance auf eine selbstbewusste, „richtige“ Kommunikation.

Foto Denise Sobotta

„Keiner mag Diplomhektiker“

Von Fußballschiedsrichtern und ihren vielen Facetten



Der Schiedsrichter in seinem natürlichen Lebensraum: dem Fußballplatz

Von Uri Zahavi

Fußballschiedsrichter müssen in ihrem Beruf so manch einen Affront gegen sich erdulden. Von Spott und Hohn bis

hin zu blanken Hasstiraden – Spielleiter werden oft zur Zielscheibe verbaler Entgleisungen und Wutausbrüchen. Bei allem Unmut vergessen Fans und Zuschauer schnell das hohe Anforderungsprofil, welches die Unparteiischen erfüllen müssen.

Ob nun bei aufbrausenden Trainern an der Seitenlinie oder zwei Streithähnen auf dem Spielfeld, ein Schiedsrichter

muss in Sekundenbruchteilen die passenden Worte und Gesten parat haben. Diese Fähigkeit macht den Spielleiter zu einem leibhaftigen Kommunikator auf dem Fußballplatz.

Ein weiterer Fachmann, der die Vor- und Nachteile der ständigen Interaktion mit seinen Kollegen auf dem Platz

kennt, ist Schiedsrichternachwuchs Marius Schlüwe: „Man muss lernen, sich sehr präzise und klar auszudrücken. Ich habe selbst erlebt, wie missverständliche Kommunikation zu folgenschweren Fehlern führt“, erklärt der 21-Jährige, der bereits in der Junioren-Bundesliga assistiert.

Bei einem bösartigen Foulspiel müssen die Schiedsrichter eindeutig die Farbe der Karte kommunizieren lassen, die als Strafe verhängt werden soll. Sonst sind schnell Rudelbildungen und handgreifliche Auseinandersetzungen die Folge.

Hält sich das Schiedsrichterteam nicht an den im Voraus festgelegten Zeichenkatalog, können auch Spieler fälschlicherweise bestraft und Mannschaften zu Unrecht benachteiligt werden. Eine Körperdrehung des Hauptschiedsrichters hier oder ein Strecken des Armes beim Assistenten dort: Details, die im Vorfeld abgesprochen werden müssen, denn sie sind Nuancen, welche über Abseits, Elfmeter oder Freistoß entscheiden.

Ein weiterer Fachmann, der die Vor- und Nachteile der ständigen Interaktion mit seinen Kollegen auf dem Platz

kennt, ist Schiedsrichternachwuchs Marius Schlüwe: „Man muss lernen, sich sehr präzise und klar auszudrücken. Ich habe selbst erlebt, wie missverständliche Kommunikation zu folgenschweren Fehlern führt“, erklärt der 21-Jährige, der bereits in der Junioren-Bundesliga assistiert.

Bei einem bösartigen Foulspiel müssen die Schiedsrichter eindeutig die Farbe der Karte kommunizieren lassen, die als Strafe verhängt werden soll. Sonst sind schnell Rudelbildungen und handgreifliche Auseinandersetzungen die Folge.

Hält sich das Schiedsrichterteam nicht an den im Voraus festgelegten Zeichenkatalog, können auch Spieler fälschlicherweise bestraft und Mannschaften zu Unrecht benachteiligt werden. Eine Körperdrehung des Hauptschiedsrichters hier oder ein Strecken des Armes beim Assistenten dort: Details, die im Vorfeld abgesprochen werden müssen, denn sie sind Nuancen, welche über Abseits, Elfmeter oder Freistoß entscheiden.

Ein weiterer Fachmann, der die Vor- und Nachteile der ständigen Interaktion mit seinen Kollegen auf dem Platz

Foto Samira Großhenning

Der Realität entfliehen durch moderne Kommunikation

Öfter verstecken wir uns lieber hinter einem Display, als direkte Gespräche zu führen



Zum Abschirmen von der Außenwelt gut geeignet – moderne Kommunikationsmittel

Von Anne Warnecke

Wir trinken Kaffee und gerade erzähle ich ihr angeregt von meiner Woche, aber ich merke, dass sie abgelenkt ist. Ihr Blick wandert. Hoch, runter, hoch. Ich will es ja ignorieren, aber es nervt einfach. Ein Summen ertönt und der halbe Tisch vibriert. Binnen Millisekunden hat sie das Teil in den Händen, liest eine Nachricht und tippt freudig eine Antwort. Merkt die eigentlich noch was?!

Dass es durch die Technik so einfach ist, mit Menschen überall auf der Welt in Kontakt zu treten und immer auf das Internet zugreifen zu können, ist zweifelsohne von Vorteil. Aktuelle Studien über digitale Mediennutzung belegen, dass besonders das Smartphone für viele unverzichtbar geworden ist und als Kommunikationszentrale dient.

Das ist ja auch alles schön und gut, aber muss man die Dinger denn ständig vor der Nase haben? Seien Sie ehrlich, wann haben Sie das letzte Mal in der Bahn einfach nur die vorbei rauschende Landschaft betrachtet? Und da wundern Sie sich, dass Sie auf Online-Partnerbörsen zurückgreifen müssen, um überhaupt mal ein Date abzubekommen! Tja, vielleicht saß ja Ihr Traumpartner schon direkt vor Ihnen in der Stadtbahn und Sie haben's verpasst weil Sie ja unbedingt ihre Mails checken mussten.

Wie viel Zeit sie tatsächlich damit verbringen, auf Bildschirme zu starren, ist den meisten gar nicht bewusst. Laut der „ARD/ZDF-Onlinestudie“ hat sich die mobile Internetnutzung 2013 im Vergleich zum Vorjahr fast verdoppelt. Dies ist vor allem auf den steigenden Gebrauch von

Smartphones und Tablets zurück zu führen. Nutzer verbringen im Schnitt 169 Minuten am Tag online, 42 Tage im Jahr!

Oft bleibt das Handy auch nachts an. Jugendliche wollen nichts verpassen und checken gleich nach dem Aufwachen durch die Wecker-Funktion die neusten Posts auf Facebook. Erwachsene sind ständig auf Abruf. 24 Stunden, 7 Tage die Woche erreichbar. Kein Wunder, dass dieser Zwang nachweislich zu mehr Stress führt und das Risiko für Burn-Out erhöht - ein Syndrom, an dem nach Schätzungen im Jahr 2012 bundesweit etwa neun Millionen Menschen litten.

Aber vor allem ist es einfach unhöflich, das Handy selbst dann nicht aus der Hand zu legen, wenn man sich gerade unterhält. Sie müssen es selbst wissen. Liegt es Ihnen nicht vielleicht doch mehr am Herzen, dass Ihr Gegenüber Sie als interessierten und freundlichen Gesprächspartner in Erinnerung behält? Kann die soeben eingegangene Mail nicht noch ein paar Minuten warten?

Mir fällt dieses Verhalten jedenfalls immer häufiger negativ auf und ich werde in Zukunft versuchen, mein Handy auf lautlos zu schalten, wenn ich mit Freunden unterwegs bin. Falls auch Sie es wagen, Ihre eigene Smartphone-Nutzung etwas zu reduzieren, stellen Sie sich auf Entzugserscheinungen ein, aber auch auf echte Gespräche, weniger Stress und mehr Schlaf! Bei Risiken und Nebenwirkungen googeln Sie bitte nicht Ihre Symptome im Internet, fragen Sie doch einfach mal einen Freund um Rat, manchmal sitzt der direkt vor Ihnen!

Foto Vanessa-Denise Dreger

Wenn die Kraft zum Reden fehlt

Depressionen bringen Menschen zum Schweigen

Von Laura Schmidt

Elli sitzt auf ihrem beigen, ausgebleichenen Sofa in ihrem kleinen Heimzimmer. Es riecht nach stechendem Urin und billigem Citrus-Putzmittel. Das Meckern ihrer Zimmernachbarin ist vom Flur zu hören. Doch die 75-Jährige interessiert sich nicht für ihr Umfeld. Sie sortiert die Fernbedienungen auf dem Tisch oder starrt die weiße Wand an, selbst wenn sie mit Pflegern oder Besuchern redet.

Seit über 50 Jahren lebt Elli in einem Wechsel zwischen übertrieben positiven und negativen Phasen, denn sie ist manisch-depressiv. Während der depressiven Phasen ist die Stimmung der Betroffenen bedrückt und sie sind antriebs- und interessenlos. Rastlosigkeit und starken Antrieb fühlen die Erkrankten hingegen in den manischen Phasen. Alles Anzeichen, die auch bei Elli auftreten. „Früher hatte ich viele gute Phasen“, erinnert sie sich. „Heute habe ich nicht mehr die Kraft dazu.“

Die ersten Anzeichen für den Beginn einer schlechten Phase kann Ellis Tochter schon an wenigen Kommunikationsmerkmalen erkennen: „Meine Mutter redet dann langsamer und leiser. Jede ihrer Handlungen wirkt träge, so als müsse sie sich dazu zwingen.“

Ellis Blick ist leer. Sie schaut in die Ferne und sitzt stumm da. Nur das Ticken der Uhr unterbricht die Stille. Oft denkt sie an früher

und beschäftigt sich mit Fehlern, die sie gemacht hat. „Wenn mir solche Dinge durch den Kopf gehen, fehlt mir das Interesse an Gesprächen“, sagt Elli. Sie faltet die Hände, stützt die Ellenbogen auf den Couchtisch und legt das Kinn auf ihre Handrücken. Eine graue kurze Locke hängt ihr ins Gesicht.

Elli lebt zurückgezogen. Seitdem sie vor neun Jahren ins Heim gezogen ist, sind viele Kontakte zu Freunden eingeschlafen. „Die könnten sich doch auch bei mir melden“, meint Elli. Ihre Hände zittern, als sie ihre Hose glattstreicht. Sie selbst beschreibt ihre Gefühle mit deutlichen Worten: „Während einer körperlichen Erkrankung wollte ich Hilfe annehmen und hatte Hoffnung, während der Depression wollte ich nur sterben.“

Bei der Verabschiedung sieht Elli ihre Besucher kurz an. Ihr Blick ist fragend und ihre Augen glanzlos. Ob das Alleinsein sie noch trauriger macht? Dann wendet sie ihre Aufmerksamkeit dem Fernseher zu und verfolgt das Programm. Sie hat darin eine Art der Kommunikation gefunden, bei der niemand von ihr eine Antwort oder Erklärung verlangt. Ein seltenes, gutes Gefühl für Elli.

Foto Roya Moslemi



Depressive ziehen sich oft völlig aus ihrem Umfeld zurück und kommunizieren nur noch wenig

Von Schmierfinken und Sprühdosen

Graffiti – ein moderner Kommunikationsweg

Von Pauline Höfener

Wer kennt sie nicht? Große, farbige Bilder an Hauswänden und Zügen, Kritzeleien, wirr und wild, wie man auf den ersten Blick vielleicht meinen kann. Politik und Gesetze lehren uns über das Verbot und die Illegalität dieser Art der Kommunikation ... Moment! Kommunikation? Was wollen uns die bunten Zeichen denn sagen?

Um Graffiti als Kommunikation zu rechtfertigen, gibt es ein unwiderlegbares Argument: Es greift auf eines der einfachsten Kommunikationsmittel zurück, die es gibt: den Buchstaben. Fast jeder sogenannte „Writer“ hat einen festen Namen, seinen Sprühernamen, den er mit seinen Bildern verbreiten möchte. Hierbei geht es um Berühmtheit, den sogenannten „Fame“, um Respekt und Anerkennung der anderen Writer zu bekommen. Es herrscht also eine interne Kommunikation über den Bekanntheitsgrad innerhalb der Sprüherzene. Einer der bekanntesten, zeitgenössischen Graffiti-Maler kommt angeblich sogar aus Hannover: Moses.

„Für mich persönlich ist mein Name eigentlich irrelevant. Ich habe mich auf einen festgelegt, weil in dieser Buchstabenkombination viel Potenzial steckt.



Aufwändige Wandmalerei – Wozu soll das gut sein?

Ich kann damit experimentieren, wie ich die Buchstaben aufeinander aufbaue, wie es wirkt, wenn ich den Schwung von dem einen Buchstaben auf den Folgebuchstaben übertrage,“ so Ole*, ein illegaler Graffiti-Künstler, der seine Bilder vor allem dort verbreitet, wo es rechtlich nicht erlaubt ist. „Es ist einfach Gestaltung: Da geht's um Spannung, um das

Spiel von Form, Fläche und Farbe, wodurch die Buchstaben Gefühle transportieren können.“ Für Maler wie Ole geht es beim Sprayen mehr um die Kunst, ein Bild aus Buchstaben zu kreieren. Es ist seine Art, sich seinen Platz in der Gesellschaft zu schaffen, sich in dem kreativen Umgang mit dem Buchstaben und der Kunst als Maler selbst zu verwirklichen,

wie es einst ein Cy Twombly tat.

Den Glauben daran, dass Graffiti eines Tages in den Köpfen der Menschen ankommt, hat er allerdings schon aufgegeben. „Nie erkennt jemand den innovativen Grad dahinter, dass ich ein und denselben Buchstaben in tausenden Variationen kreieren kann!“

Auch Sven* hat schon viele verschiedene Ansichten über Graffiti mitbekommen, obwohl er ein legaler Maler ist und im Auftrag von beispielsweise Schulen oder Jugendzentren malt. „Kommentare bekommt man immer. Das reicht von ‚Ihr solltet vergast werden!‘, bis zu ‚Ich fahr jeden Tag hier vorbei und bin total begeistert!‘“

Seine Erfahrung zeigt ihm, dass das Bild, welches in Deutschland in den Medien vermittelt wird, sehr negativ ist.

In anderen Ländern reagieren die Menschen viel positiver darauf, da er dort eher als „Künstler“ und Botschafter der Graffiti-Szene gesehen wird. Der britische Streetartist Banksy ist durch die politische Botschaft hinter seinen Bildern, ebenfalls mit einer Sprühdose erzeugt, sogar zu einer Berühmtheit geworden.

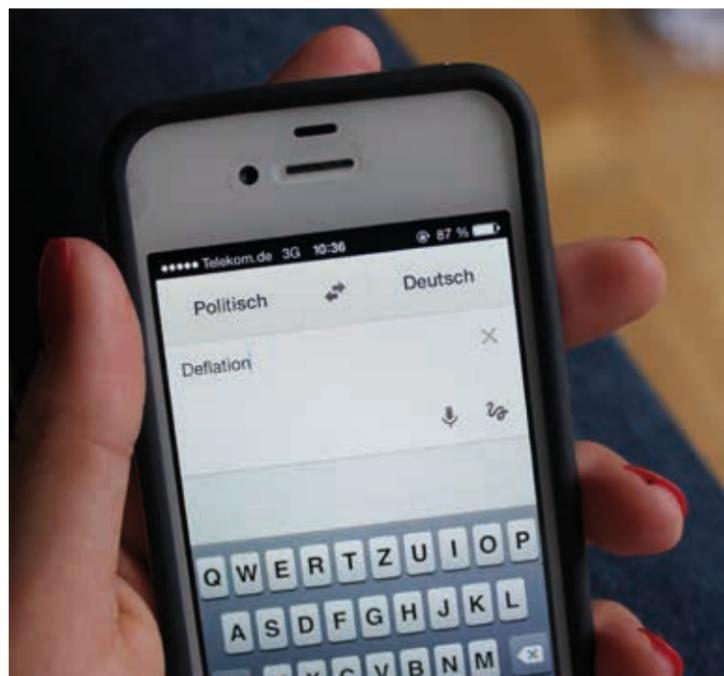
Für die einen Künstler ist es der Kick, für die anderen die Ausübung ihrer Kunst und für wieder andere ist es die Verbreitung ihres Namens: Graffiti hat viele Gründe, doch die Nutzung der öffentlichen Plattform zeigt, dass die Künstler vor allem eines suchen: Kommunikation. Ob sie nun uns gilt, bleibt dabei offen.

*Name von der Redaktion geändert

Foto: Vanessa-Denise Dreger

Reformieren neue Medien die politische Kommunikation?

Fachspezifische Politik – Soziale Netzwerke als Chance für Politiker



Neue Medien verschnellern den Prozess der Kommunikation & Interaktivität – auch über mobile Endgeräte

Von Selina Göckler

Fachspezifische Themen sind nie leicht zu verstehen. Besonders in der Politik ist es wichtig, Verständnis-Probleme auszuräumen. Neue Medien schaffen Abhilfe und bieten die Möglichkeit zur Interaktion und Identifikation.

Vor der Bundestagswahl im September verfolgten Medienvertreter und Wähler/innen das Kanzlerduell. Klare Aussagen waren bei dieser Diskussion jedoch eine Ausnahme. Auf die Frage, ob in Deutschland eine Maut eingeführt werde, antwortete Angela Merkel mit den Worten: „Wir werden einen Weg finden, dass alle miteinander zufrieden sind auch die Autofahrer.“

Selbst renommierte Journalisten schafften es kaum, das „politische Geschwafel“, in dem Politiker gerne konkrete Fragen mit unkonkreten Antworten

umgehen, zu unterbinden. Durch intensives Nachfragen gelang es immerhin Stefan Raab, Frau Merkel doch noch eine klare Antwort zu entlocken.

Während in den klassischen Medien die meisten Journalisten am „politischen Geschwafel“ scheitern, schüren neue Medien Hoffnung auf klarere Aussagen. Das soziale Netzwerk Twitter lässt zum Beispiel nur Botschaften mit 140 Zeichen zu und macht mit maximaler Effizienz die Positionen des Verfassers deutlich. Der Wähler kann solche Beiträge kommentieren oder teilen und somit seine Meinung direkt an den Politiker richten.

„Soziale Netzwerke wie Twitter oder Facebook bieten einem Politiker den Vorteil, 1:1 seine eigene Meinung zu verbreiten, während diese in anderen Medien oft gefiltert wird. Für mich ist der direkte Dialog zu den Bürger/innen über die neuen Medien deshalb wichtig“, so NRW-Landtagsabgeordneter Dietmar Brockes, Parteimitglied der FDP.

Die Online-Welt ist zudem schnelllebig, lässt spontane Emotionen zu und verbreitet Videos mit Kultstatus. Ein berühmtes Beispiel ist die „Bahnhof/Flughafen-Rede“ Edmund Stoibers, in der er die beiden Worte minutenlang immer wieder vertauscht und das Publikum schmunzeln lässt.

Während in den klassischen Medien über diese inhaltlose Rede nur berichtet werden kann, bietet sich dem „normalen Bürger“ auf Video-Plattformen wie YouTube die Möglichkeit, ungehemmt seinen Empfindungen freien Lauf zu lassen. So bekommt er das Gefühl, ein interaktiver Teil der Politik zu sein. Was vor der Zeit der neuen Medien unmöglich schien, schafft also nun die Integrität und Interaktion der Wähler in der Politik. „Das Internet ist eben eine große Chance“, so Dietmar Brockes.

Foto: Roya Moslemi

Sprache von Leib und Seele

Wenn unser Körper mit uns spricht

Von Danny Fischer

Kein Mensch hat gerne Schmerzen, doch sind sie die effektivste Sprache des menschlichen Körpers auf die unterschiedlichsten Leiden aufmerksam zu machen. Er kommuniziert mit uns.

Körperliche Anzeichen für eine sehr hohe Belastung physischer wie auch psychischer Natur sind unter anderem Atemnot, Herzrasen oder Erbrechen. Oft verstehen wir den Körper jedoch falsch oder gar nicht. Es ist, als würde er in einer fremden Sprache zu uns sprechen oder in einem Dialekt, den wir nicht richtig verstehen können.

Jasmin Shekarriz, angehende Medizinerin im letzten Semester sagt dazu: „Es wird beispielsweise angenommen, dass das Reizdarmsyndrom von seelischem Leiden ausgelöst wird. Aber daran forscht man aktuell noch.“ Ein typisches Beispiel dafür wäre: Aufregung macht sich breit, etwa vor einem Einstellungsgespräch. Je näher der Termin rückt, desto flauer und unwohler fühlt man sich in der Magen-Darm-Gegend. Bis es letztendlich zu Durchfall kommt.

In diesem Fall ist von der Psychosomatik die Rede. Diese beschreibt, wie



Stetiger Stress kann zu starken körperlichen Beschwerden führen

sich seelische Belastungen durch physische Symptome ausdrücken können. Rücken oder Kopfschmerzen durch psychosoziale Belastung sind dabei

nicht unüblicher als stressinduzierte Magengeschwüre. „Menschen, bei denen psychosomatische Erkrankungen häufiger in der Familie vorgekom-

men sind, sind klar anfälliger für solche“, so Jasmin Shekarriz.

Das Gegenstück zu den psychosomatischen Erkrankungen bildet die

Somapsychologie. Hier geht es darum, dass körperliche Leiden sich auf geistiger Ebene bemerkbar machen können. Ein typisches Beispiel ist dafür die Schilddrüsenüberfunktion, welche oftmals diagnostiziert wird, wenn Betroffene über Nervosität, Aggressionen oder extreme Schreckhaftigkeit klagen.

Egal, um welche Warnzeichen es dabei geht, sie sollten nicht ignoriert werden. Denn der Körper möchte auf Probleme aufmerksam machen, bevor die Gefahr einer chronischen Krankheit oder Folgen einer zu hohen Belastung entsteht.

Natürlich teilt er mit vielen Signalen auch mit, wenn etwas Positives passiert ist. Dann werden Neurotransmitter wie Dopamin oder Serotonin ausgeschüttet, welche im Allgemeinen als Glückshormone bekannt sind. Auf natürlichem Wege geschieht so etwas beispielsweise beim Sport oder bei einem Orgasmus.

Foto Roya Moslemi

Der Künstler im Blaumann

Paradiesvogel – Es benötigt keine Worte, um etwas von sich preiszugeben

Von Maria Kurth

Um zu kommunizieren, sind nicht immer Worte nötig. Auch Kleidung vermittelt Selbstbilder. Der Künstler Wolfgang Kauert trägt gerne ausgefallene Sachen und weiß um die Aussagekraft seiner äußerlichen Erscheinung.

Entspannt nimmt Wolfgang Kauert auf einem schwarzen Bürostuhl Platz und schlägt ein Bein über das andere. In aller Ruhe zündet er sich eine Zigarette an. Auf seinem Kopf trägt der 62-Jährige einen silberfarbenen, funkelnden Hut. Schulterlange, blonde Haare gucken hervor. Eine schwarze, große Hornbrille sticht heraus. Sein Nasenpiercing glänzt, der bunte, langärmelige Pullover liegt locker an.

Kauert ist hauptberuflich selbstständiger Metallbaumeister. „Um meinen Lebensunterhalt zu finanzieren, brauche ich wie jeder Unternehmer Aufträge“, sagt er ernst. In der angrenzenden Werkstatt macht er sich im Blaumann die Hände schmutzig, erfüllt Kundenwünsche jeder Art.

Doch er hat auch eine andere Seite. Wenn Aufträge wieder einmal Mangelware sind, tourt er als Feuer- und Lichtshowkünstler durch Deutschland oder entwirft aus natürlichen Rohstoffen Phantasiegebilde. „Ich beschäftige mich mit Bionik und entwerfe aus den Stoffen, die mir die Natur bietet, viele Sachen“, erklärt er. Seine künstlerische Ader drückt sich auch in seiner Kleidung aus. „Ich trage gerne schrille Sachen, weil sie zu meinem Charakter passen und ich mich darin wohlfühle. Die Welt ist für mich nun mal farbenfroh.“

Eine Einstellung, die er seit knapp 20 Jahren hat. Damals war er in seiner Hippie-Phase. „Zu dieser Zeit habe ich mir auch das Nasenpiercing stechen lassen. Das war früher etwas Besonderes“, sagt er stolz. Doch nicht nur in der Vergangenheit, auch heute noch sticht Kauert aus der Masse heraus, ist im Grunde seines Herzens mehr Künstler als Handwerker. „Sich ganz normal zu kleiden, ist ja auch irgendwie langweilig.“

1993 verschlug es ihn wieder in sein Heimatdorf Drewitz, wo er noch heute lebt. In dem kleinen, knapp 400 Einwohner zählenden Dorf wirkt das gro-



Der Künstler Wolfgang Kauert sticht aus der Masse heraus – äußerlich, aber auch charakterlich

ße Haus des 62-Jährigen wie ein riesiger Farblecks. Bunte Fahnen hängen herunter und zahlreiche Sträucher wuchern im Vorgarten. Kauert ist an diesem konservativen Fleckchen Erde ein Fremdkörper. „Vor allem bei den

älteren Leuten bin ich aufgrund meines Äußeren und dessen, was ich tue, nicht sonderlich beliebt. Die Menschen im Dorf haben kein Verständnis für Kunst und sind eher praktisch veranlagt.“ Aber der Künstler nimmt

es gelassen. „Ich fühle mich wohl in meiner Haut. Das ist das Wichtigste.“

Foto Maria Kurth

Im Kampf der Geschlechter

Ein Mann, ein Wort - eine Frau, ein Wörterbuch

Von David Neumeier

Es gibt kaum ein Thema, in dem sich so viele Klischees behaupten, wie bei der Kommunikation zwischen Mann und Frau. Viele Probleme tauchen auf, werden nicht gelöst und führen zum Aus einer Beziehung. Ehe- und Paarberatungen sind gefragt.

Die beiden Hannoveraner Jörg und Christine sind seit vier Jahren verheiratet und verstehen sich gut. Dennoch ist die Kommunikation in ihrer Ehe immer wieder schwierig, eine kurze Unterhaltung des Paares spricht Bände: „Wenn ich ein Problem habe, kommt von Jörg oft keine Reaktion. Dabei müsste mein Ehemann doch merken, dass etwas nicht stimmt“, beschwert sich Christine. Das sieht Jörg aber ganz anders: „Ich merke das, frage sogar, was los ist und du sagst dann ‚nichts‘. Ganz ehrlich, dann ist für mich auch ‚nichts‘.“ So einfach ist das für Christine nicht: „Wenn du es doch merkst, muss von dir auch mehr Einsatz kommen.“ Jörg nervt diese Einstellung. „Immer die-

ser Wink mit dem Zaunpfahl, all die Zeichen, die ich angeblich deuten muss, anstatt dass du einfach sagst, was los ist. Stunden später rückst du ja sowieso mit der Sprache heraus.“

Was nach einem Sketch von Lorient klingt und bei Jörg und Christine zur Realität gehört, ist bei vielen Paaren nicht anders. Wenn Frauen und Männer miteinander kommunizieren, sind Missverständnisse, Probleme und auch Streit oft vorprogrammiert. Gründe gibt es dafür viele.

Schon als Kinder bekommen die Jungen zu hören, dass ein Indianer keinen Schmerz kenne. Mädchen hingegen sollen pink bekleidete Barbies mögen. Einige Jahre später kommunizieren die Männer dann sachlich-nüchtern, die Frauen emotional. Männer halten sich an Fakten, Frauen lassen sich von ihren Gefühlen leiten – so die Regel.

Sowohl zwischen Männern als auch zwischen Frauen führt dies nicht zu Problemen. Das Kneipengespräch unter Männern und der Kaffeeklatsch der Frauen sind dafür Beispiele. In der Kommunikation zwischen den beiden Geschlechtern prallen allerdings Welten aufeinander und sind

gerade in Beziehungen schwer zu vereinen. „Häufig ist es so, dass der Mann sich emotional in ‚wetterfeste Kleidung‘ packt, damit die Angriffe der Frau ihn nicht treffen. Er wird völlig unerschütterbar für sie. Das macht die Frau noch wütender und sie hat das Gefühl immer mehr aufdrehen zu müssen, um überhaupt verstanden zu werden“, berichtet Felicitas Barend, Ehe- und Lebensberaterin aus Berlin.

In Paarberatungen können Frauen und Männer solche Probleme angehen und an ihrer Beziehung arbeiten. „Heutzutage entsteht meist der Eindruck, Paare könnten ihre Streitigkeiten nicht alleine lösen. Früher ging das vielleicht. Jetzt sind aber Experten gefragt.“

Psychologen oder Therapeuten aufzusuchen, ist heute kein Tabuthema mehr. Es geht oft nicht um Seitensprünge, Gewalt oder mangelndes Sexualleben. Vor allem die missverständliche Kommunikation ist Hintergrund für Beziehungsprobleme, die in einem frühen Stadium leichter gelöst werden können.

Zur Beratung gehen Paare, die einen Therapeuten als letzten Ausweg sehen. Dann ist es aber schon fast zu

spät, meint zumindest Barend. Dass Beratung für eine Beziehung sinnvoll sein kann, wird aber erkannt. Das stellt auch die Eheberaterin fest: „Den Paaren ist heute bewusster, dass Liebe gepflegt werden muss, und dass das nicht zwischen Tür und Angel geschieht.“

Oftmals reden Frau und Mann gar nicht aneinander vorbei, sondern überhaupt nicht miteinander. Vieles wird vorausgesetzt. Doch auch von einer sehr nahestehenden Person kann keine Hellseherei verlangt werden. So erlebt es Felicitas Barend aber häufig: „Die Partner haben zwar Erwartungen, sprechen ihre Wünsche allerdings nicht aus.“ Der große Streit kommt dann auf, wenn die Erwartung ins Leere läuft und der Partner nicht auf den Wunsch eingeht. „Es entsteht das Gefühl, dass der Andere unaufmerksam, nicht am Partner und der Beziehung interessiert ist.“

Unzufriedenheit ist zunächst die Folge. Später wird sich alles an den Kopf geworfen, ohne dass es um den konkreten Auslöser geht. Das kann den Partner dann überfordern. Wie aus dem Nichts wird er mit Vorwürfen konfrontiert, die aus vergangenen,

ungeklärten Situationen stammen. Jörg aus Hannover kennt dieses Szenario gut aus seiner Ehe. „Oft weiß ich überhaupt nicht, worum es in einem Streit gerade geht.“

Im kommunikativen Umgang zwischen Mann und Frau geht es daher um das Finden eines Kompromisses. Hierbei besteht die Lösung darin, von beiden Geschlechtern zu lernen. „Männer sollten ihre Emotionen zulassen und artikulieren. Frauen sollten hingegen Probleme früher und sachlicher ansprechen und nicht hochkochen“, rät die Eheberaterin. Wie in allen Bereichen einer Beziehung ist auch die Kommunikation oft nicht perfekt. Vor allem miteinander zu reden ist Basis einer gut funktionierenden Beziehung. „Wer sich dann noch gegenseitig zuhört und versucht Verständnis für die Gegenposition aufzubringen, bemerkt vielleicht, dass es sich auch zwischen Mann und Frau ganz simpel kommunizieren lässt.“

Foto Vanessa-Denise Dreger



Hör' mir doch mal zu!!!



Werbung als zielgerichtete Botschaft

Der Einfluss von Werbung auf unser Leben

Von Christopher Ferner

Jeder Mensch wird in Deutschland innerhalb eines Tages von drei- bis siebentausend verschiedenen Werbebotschaften angesprochen. Ob durch Plakate, Werbespots im Fernsehen oder Funksprüche im Radio.

Werbung ist letztlich nichts anderes als ein Kommunikator – ein eigenständiger Kommunikator. Die einen Werbungen sagen, dass mit „diesem Auto nichts unmöglich“ sei, die anderen fragen, ob wir „noch wohnen oder schon leben“. Wieder andere schreien laut und behaupten „Geiz wäre geil“. Doch wie auch immer ihre Botschaften auch lauten mögen, direkt antworten können wir darauf nicht.

Jeder Mensch ist ihnen und ihrer Beeinflussung ausgesetzt. Davon werden jedoch weniger als ein Prozent bewusst wahrgenommen. Der Rest wird vom Unterbewusstsein aufgenommen



Die Omnipresenz der Werbung macht es uns unmöglich sich ihrer Beeinflussung zu entziehen

men und verarbeitet: „Selbst wenn Sie sich im Halbschlaf befinden und vor Ihnen ein Werbespot über den Bildschirm flimmert, werden Sie dadurch

beeinflusst. Ihnen kommt das Produkt später bekannter vor und wird somit automatisch sympathischer“, so der Werbepsychologe Joost van Treeck.

Zu „willenlosen Kaufzombies“ kann uns die milliardenschwere Werbeindustrie dennoch nicht machen. „Wenn ich kein Bier mag, kann Werbung mich nicht dazu verleiten welches zu kaufen. Muss ich mich jedoch zwischen verschiedenen Marken entscheiden, so hat sie einen Einfluss“, so van Treeck weiter.

Doch Werbung präsentiert nicht nur Produkte. Sie vermittelt Werte, Konzepte für Familie, Liebe und Sexualität. Sie trägt zur Normen- und Wertebildung in einer Gesellschaft bei. Man spricht hier von einem Sozialisationsprozess.

Ein Beispiel hierfür sind junge Frauen auf der Suche nach einem Wer-tehorizont. Die Fülle an zu dünnen Modells, vermittelt den Eindruck, die Welt bestehe durchweg aus schlanken Frauen. Dies kann unter anderem ein Faktor sein, der später zur Magersucht beiträgt.

Dabei hat eine Umfrage ergeben, dass die meisten Frauen Models oftmals zu dünn finden. Jedoch waren dies auch die gleichen Frauen, die glaubten, die Gesellschaft erwartete solch schlanke Models. Hier schafft Werbung also künstliche Normen, die mit der Realität nicht übereinstimmen. Dabei werden die Vermittlung gesunder Werte und deren Aufklärung immer wichtiger.

Joost van Treeck hat allerdings eine Maßnahme parat, um die Tricks der Werbeindustrie zu entmachten: „Hat man die Wirkungsmechanismen der Werbung erst einmal durchschaut und ist sich ihrer Effekte bewusst, so kann fast jeder Mensch immun gegen ihre Beeinflussung werden.“

Foto Lydia Tittes

Der „Tatort“ mit Tablet

Die Kultur des gemeinsamen Fernsehens wandelt sich rasant

Von Jan Reinholz

Sich vor der „Röhre“ berieseln lassen war gestern. Heute heißt es „Social TV“. Doch was verbirgt sich hinter dem Begriff und wie können Zuschauer und Fernsehmacher davon profitieren?

Sonntagabend, 20.15 Uhr. Es beginnt der „Tatort“. Bei einem gemütlichen TV-Abend lässt die Familie sich berieseln. Dieses klischeehafte Bild hat sich teilweise gewandelt.

War der Fernseher früher noch eine schier undurchdringbare Mattscheibe, wurde er in rund einem Jahr zum interaktiven und durchlässigen Medium. Durch den Einzug von Facebook, Twitter und Co. entsteht ein neuer Begriff in Deutschlands Medienlandschaft, das sogenannte „Social-TV“.

„Soziales Fernsehen“ – das ist laut Stefanie Aßmann vom Blog wemakesocial.tv das Zusammenspiel zwischen Bewegtbild-Inhalten und sozi-

alen Medien: „Dabei geht es darum, dem Zuschauer einen gewissen Mehrwert zu bieten, sei es in Form von neuen Inhalten oder Diskussionen zum Fernsehprogramm“, so die Expertin.

Da heutzutage viele Menschen mobile Endgeräte wie Smartphones oder Tablets nutzen, die die Kommunikation noch mehr erleichtern, wird diese Entwicklung erst ermöglicht. Damit entsteht eine sogenannte „Second Screen-Situation“: Nutzer gehen parallel zum TV, also dem First Screen, mit ihrem Smartphone ins Internet. „Früher hat man nebenbei gebügelt, heute hat man das Tablet auf dem Schoß. Hier haben Produzenten die Möglichkeit, die Zuschauer abzuholen und den Traffic auf ihre eigenen Websites zu lenken“, so Medienwissenschaftler und TV-Produzent Tilman Schenk. Die Nutzer können dann zur Sendung diskutieren und ihre Meinung kundtun.

Sich über TV-Sendungen auszutauschen ist natürlich nicht neu, früher jedoch nur mit der Familie üblich oder am

nächsten Tag bei der Arbeit. Facebook und Twitter ermöglichen es nun, dass sich Menschen aus aller Welt dazu unterhalten. Der entscheidende Vorteil: es geht schnell und unkompliziert. „Man kann mit Gleichgesinnten chatten, lesen, was sie darüber denken und direkt mitdiskutieren“, so Stefanie Aßmann.

Das „Social TV“ erweitert die seit rund 80 Jahren bestehende Mattscheibe also um einen Rückkanal, von dem sowohl Zuschauer als auch Produzenten profitieren. Die Zuschauer erhalten ein Fernseh-bild und können direkt interagieren. Der TV-Abend im Zeitalter der sozialen Medien könnte also auch bestehen bleiben, wenn der Sohn zum Studium in einer anderen Stadt, die Tochter im Ausland und der Vater auf Geschäftsreise ist. Der „Tatort“ wird dann nicht mehr direkt diskutiert, aber durch Netzwerke wird das TV-Erlebnis sozialer als je zuvor.

Foto Denise Sobotta



Der Mehrwert zum Fernsehprogramm wird durch den zweiten Bildschirm möglich

„Jeder Mensch hat ein Recht auf Kommunikation“

Wie Technik Schwerbehinderten beim Sprechen hilft

Von Heidi Becker

„Man kann nicht nicht kommunizieren“ – ein berühmter Satz von Paul Watzlawick, der sich im Alltag bewahrheitet. Es gibt jedoch Menschen, die durch Krankheiten in ihrer Kommunikation stark eingeschränkt sind. Ohne technische Hilfe wären sie nicht in der Lage zu kommunizieren.

Diese Menschen leiden an Behinderungen, die so schwerwiegend sind, dass die Alltagskommunikation zum Problem wird. Die Ergotherapeutin Katrin Matzat unterstützt und begleitet Menschen, die in ihrer Handlungsfähigkeit durch verschiedenste Behinderungen oder Krankheiten eingeschränkt sind. Sie hat sich auf die Kommunikationsverbesserung dieser Menschen spezialisiert. Im Vordergrund ihrer Arbeit steht ein kleines



Behinderte Menschen werden nicht ausgegrenzt – weder im Verkehr noch in der Kommunikation

Stück Selbstständigkeit an den Patienten zurückzugeben. „Jeder Mensch möchte selbstständig und unabhängig leben, aber nicht alle können das.“

Viele von ihnen können sich nur noch mit den Fingern verständigen. „Es ist wichtig, dass diese Menschen ihren Platz in der Gesellschaft behalten, jeder hat ein Recht auf Kommu-

nikation“, so Matzat. Diese verläuft bei den Betroffenen über verschiedene elektronische Geräte und Programme. Auf einigen Geräten werden zum Beispiel Bilder von Lebensmitteln oder Spielen angezeigt. Beim Auswählen werden sie laut vom Gerät ausgesprochen und geben schwerbehinderten Menschen ein großes Stück Lebens-

qualität zurück. Auch Matzats Patienten arbeiten mit dieser Technik. In der Ergotherapie lernen sie damit umzugehen.

Eine Gruppe von jugendlichen Wissenschaftlern aus Emden hat sich ebenfalls mit diesem Thema beschäftigt. Im Jahr 2001 inspirierte Alex Fast und Walerij Gluchow ein Programm,

das Kommunikation über Gehirnströme versprach, zu einem Projekt unter dem Schirm des Wettbewerbs „Jugend forscht“. Sie wollten ein Programm erstellen, welches jedem kommunikativ eingeschränkten Menschen hilft. Im Zuge des Wettbewerbs entwickelten die Schüler mit ihrer Gruppe eine Technik, die diese Art der Kommunikation deutlich schneller macht.

Ihre Idee: einen Computer mit einer einzigen Taste steuern zu können. Sie setzten dies um und gewannen den Wettbewerb. Danach arbeiteten Fast und Gluchow mit einem Jungen zusammen, der an Muskelschwund leidet und nur noch einen Daumen bewegen kann. So konnten sie das Programm perfektionieren, das sich „One Tap“ nennt und bereits zu kaufen ist. Mittlerweile kann es sogar mit dem Lidschlag über eine Webcam gesteuert werden.

Foto Lisa Peter

Die Welt mit anderen Augen sehen

Wenn ein Hund durchs Leben führt

Von Linda Tübbecke

Blinde Menschen sind im alltäglichen Leben ständig auf Hilfsmittel angewiesen. Dabei kann „des Menschen bester Freund“ eine entscheidende Rolle spielen.

Mit einem behaglichen Seufzer platziert Dusty seine Schnauze auf das linke Knie von Frauchen. Sein Blick richtet sich nach oben, er sucht Kontakt. Seine Besitzerin hört und spürt genau, wie er sich verhält und wo er sich gerade befindet. Die Kontaktaufnahme wird auf der Stelle belohnt und es folgt eine ausgiebige Streicheleinheit. Mit sich und der Welt zufrieden, kneift er beide Augen zusammen.

Der elfjährige, braune Großpudel ist der Blindenführhund von Helga Schmitzius. Sie ist Mitbegründerin des „Deutschen Blindenführhundehaltervereins e.V.“ und selbst vor über vierzig Jahren voll erblindet. Der gemeinnützige Verein unterstützt sehbehinderte Menschen von der Antragstellung bei Leistungsträgern bis hin zur täglichen Arbeit mit den Vierbeinern. Dabei werden auch wichtige Richtlinien zur Auswahl und Ausbildung der Junghunde bestimmt, denn nicht jeder Hund eignet sich für diese komplexe Arbeit.

In speziellen Hundeschulen werden den Tieren im Zeitraum von ein- bis eineinhalb Jahren etwa vierzig verschiedene Hörzeichen beigebracht. Vom normalen „Sitz, Platz, Steh“ einmal abgesehen, kann Dusty sein Frauchen etwa an die Supermarktkasse führen, links von rechts unterscheiden oder im Stadtbus einen freien Platz suchen.

„Das Zusammenleben und –arbeiten mit einem Führhund ist eine Bereicherung, man ist viel mobiler als mit einem weißen Langstock“, erklärt Helga Schmitzius, kurz bevor sie ihrem Vierbeiner, der schon aufgeregt um sie herum tänzelt, das weiße Geschirr mit der Rotkreuz Kennzeichnung „Führhund“ umschnallt. Im selben Moment weicht der Eifer über den bevorstehenden Spaziergang absoluter Konzentration – Dusty ist jetzt im Dienst.

„Vorant!“, befiehlt Helga Schmitzius. Dusty setzt sich in Bewegung, während sein Frauchen den großen Führungsbügel am Geschirr umfasst hält und sicheren Schrittes den Gehweg entlang geleitet wird, bis zum Ende des Bordsteins.

Nun beginnt eine sehr wichtige Arbeit im „Berufsleben“ des Hundes. Immer wieder nach links und rechts blickend erkennt das Tier nahende Fahrzeuge oder schätzt zuverlässig die Entfernung von nur schwer zu hörenden Radfahrern ab. Ist die Distanz zu gering, wird die Überquerung sogar verweigert.

Die Luft ist rein. Es geht hinüber, hoch auf den Bordstein und mit dem Hörzeichen „links“ setzt das eingespielte Team den Weg in Richtung Hundewiese fort. Dusty hat gute Arbeit geleistet. Helga Schmitzius ist zufrieden und belohnt ihren „besten Hund der Welt“ mit einem Leckerchen. Ein friedliches Bild, das der Aussage „sich blind verstehen“ eine interessante, neue Bedeutung verleiht.

Foto Lisa Peter



Bevor es über die Straße geht, wird genau geschaut. Helga Schmitzius muss sich dabei genau auf die Augen und Ohren ihres Führhundes verlassen können

MORGEN



Barrierefrei in die Zukunft

Neue Kommunikationstechniken geben Menschen mit Beeinträchtigungen eine Stimme

Von Simon Erbach und Karina Hörmann



Bald ist niemand mehr ohne Stimme: Dank ‚Brain Computer Interface‘

Ein Mensch, der an einer angeborenen oder im Laufe des Lebens erworbenen Beeinträchtigung leidet, muss oft große Hürden in der Kommunikation mit seiner Umwelt bewältigen. Ganz normale Alltagssituationen werden zum Problem: einen Kaffee zu bestellen oder dem Bäcker mitzuteilen, welches Brot in die Tüte soll.

Doch um jedem Menschen ein Recht auf Partizipation und Selbstbestimmung zu garantieren, entstehen in Zeiten des technologischen Fortschrittes Möglichkeiten, Menschen mit Beeinträchtigungen eine bessere Teilhabe am Leben zu ermöglichen.

Da Behinderungen jedoch in den verschiedensten Krankheitsbildern auftreten, stellt genau das die große Herausforderung an die „Unterstützte Kommunikation“ dar, die versucht,

auf die verschiedenen individuellen Bedürfnisse der Patienten einzugehen.

Diesen Markt bedienen Unternehmen wie „Rehavista“: „Bei uns steht neben der Ausstattung von modernsten Hilfsmitteln vor allem der direkte Kontakt zu den Klienten und der soziale Aspekt im Mittelpunkt“, berichtet Mareike Köhler, Pressesprecherin von „Rehavista“. Sie weist damit auf die persönliche Betreuung des Kunden hin. Hierzu zählt eine ausführliche Einweisung in das Produkt. „Auf Wunsch unterstützen wir auch gerne bei der Beantragung der Kostenübernahmen.“

Zur „Unterstützten Kommunikation“ werden verschiedenste Produkte von „Rehavista“ angeboten: Von einer einfachen Buchstabentafel mit Sprachausgabe über Sprachcomputer mit vier bis 20 Symbolen bis hin zu hoch tech-

nologischen „Talkern“. Durch die Augenbewegung steuerbar, verfügen diese Geräte über eine Vielzahl von Kommunikationsmöglichkeiten. Angebrachte Kameras, Bluetooth und integriertes W-LAN ermöglichen es dem Nutzer, sogar über Programme wie beispielsweise „Skype“ zu kommunizieren.

Ein weiterer Durchbruch konnte durch die Technologie des „Eye-Tracking“ erzielt werden. Schwerstbehinderten Menschen ist es nun möglich, allein durch ihre Augenbewegung einen Computer zu steuern.

Der wohl bekannteste Nutzer eines solchen Systems ist der weltberühmte Physiker Stephen Hawking, der an Amyotropher Lateralsklerose (ALS) leidet, einer degenerierenden Erkrankung des motorischen Nervensystems. Seine Stimme verlor er bei der Behandlung

einer schweren Lungenentzündung. Erst kommunizierte er dadurch, dass er seine Augenbrauen hochzog, sobald jemand auf einen entsprechenden Buchstaben auf einer Tafel zeigte. Danach benutzte er einen Sprachcomputer. Mithilfe einer Taste konnte er aus einigen Begriffen von einem Bildschirm wählen, die dann an den „Talker“ gesendet wurden. Durch das Fortschreiten seiner Krankheit, kommuniziert er heute ausschließlich mit seinen Augen.

Doch das technische Potenzial ist bei Weitem noch nicht ausgeschöpft: Denn nicht nur mittels „Eye-Tracking“, sondern auch durch die Kraft des Gehirns könnte bald die Steuerung eines Computers denkbar sein.

Der stetig wachsende technologische Fortschritt im Bereich „Brain Computer Interface“ kann Menschen

mit Beeinträchtigungen eine völlig neue und futuristische Möglichkeit der Kommunikation bieten. Es handelt sich um ein System, welches im Grunde erst einmal die Gehirnaktivität misst. Verschiedene Methoden benutzen den Elektrodenfluss des Gehirns und setzen diese in Computerbefehle um. Pilotprojekte wandten diese Technologien bereits mit großem Erfolg an. So kann man schon heute einen Rollstuhl allein über die Gedanken steuern, ohne auch nur einen Muskel zu bewegen.

Um die Integration von Menschen mit Behinderungen weiter voranzutreiben, trat am 3. Mai 2008 die UN-Behindertenrechtskonvention in Kraft. Demnach hat unter anderem jedes Kind ein Recht auf einen Platz an einer Regelschule. Eine klare Umsetzung der festgelegten Ziele lässt jedoch bis heute auf sich warten. Der Großteil der beeinträchtigten Menschen befindet sich noch immer in Sondereinrichtungen, da die nötigen Rahmenbedingungen für eine gleichberechtigte Teilnahme am gesellschaftlichen Alltagsleben noch nicht gegeben sind.

Ein weiterer zentraler Punkt der Behindertenrechtskonvention soll jedem Menschen das Recht auf politische Kommunikation garantieren. Die Staaten sind daher verpflichtet, dafür zu sorgen, dass die Wahlverfahren auch Menschen mit Behinderungen eine Stimmabgabe ermöglichen. Nach deutschem Wahlrecht müssen Wähler jedoch höchstpersönlich das Kreuz auf dem Wahlvordruck machen. Lediglich in Österreich dürfen sich Personen in der Wahlzelle von Begleitern beim Ausfüllen des Stimmzettels unterstützen lassen. Um die aktive Teilnahme an einer politischen Wahl in Zukunft barrierefrei zu gestalten, arbeitet beispielsweise das slowenische Unternehmen „ISG“ an Wahlmaschinen wie dem „Topvoter“. Eine spezielle PC-Oberfläche kann eingesetzt werden, um Menschen trotz ihrer Behinderung eine Möglichkeit zu geben, ihre politische Stimme zum Ausdruck zu bringen.

Foto Loreen Abedi



Dreh den Swag auf

Jugendsprache im Alltag

Von Pia Schulte



Nicht nur am PC gehört Jugendsprache zum normalen Sprachgebrauch

„YOLO“ (you only live once) ist für die meisten Jugendlichen ein ganz normaler Begriff. Egal ob in sozialen Netzwerken, in SMS oder im Alltag: Der kreative Wortschatz ist für viele Teenager zur Umgangssprache geworden. Da heißt

es schon mal „dreh den Swag auf“, gemeint ist eine besonders charismatisch-positive Ausstrahlung, die hervorgebracht werden soll. Auch im konventionellen Sprachgebrauch wird die ungewöhnliche Ausdrucksweise im-

mer mehr genutzt. Inzwischen gehören „cool“, „geil“ und „mega“ auch unter Erwachsenen zum normalen Sprachgebrauch.

Doch haben ausgeprägtere Formen der Jugendsprache, wie zum Beispiel „Türk-Deutsch“ auch außerhalb des Schulhofs eine Chance?

Sprachwissenschaftsstudentin Sarah Effenberg hat keine Angst vor dem Slang: „Die meisten Redewendungen sind eher kurzlebig, da jede Altersstufe ihre eigenen Begriffe benutzt.“ So sagte man vor ein paar Jahren noch „knorke“ und „oberaffengeil“, doch diese Ausdrücke sind inzwischen wieder verschwunden.

Eine klare Abgrenzung der verschiedenen Sprechweisen gibt es nicht. Da sich unsere Sprache im ständigen Wandel befindet, entstehen immer

mehr unterschiedliche Gruppierungen. Neben der Schülersprache gibt es zum Beispiel den Hip-Hop-Slang, Netzjargon und Denglisch. Doch was in der Zukunft für Neuschöpfungen möglich sind, bleibt offen: „Es ist durchaus denkbar, dass Worterfindungen auch in unserer Alltagssprache ihren Platz finden werden. Ich empfinde dies allerdings als eine Bereicherung“, so Sarah.

Da unsere Welt immer schneller wird, kann es auch für Betriebe von Vorteil sein, die Unternehmenskommunikation durch Abkürzungen aus der Studentensprache zu verändern. In E-Mails könnte statt „mit freundlichen Grüßen“ dann „mfG“ stehen oder aus „as soon as possible“ würde „asap“.

Doch verlernen Jugendliche im realen Leben zu debattieren, wenn Gespräche und Diskussionen nur noch online stattfinden und aus Wortschöpfungen bestehen?

Schüler Nicolas hat keine Bedenken: „Der Vorteil in einem Chat Ab-

kürzungen zu benutzen, liegt darin, dass ich schneller antworten kann. Im normalen Sprachgebrauch verzichte ich jedoch darauf.“ Der 14-Jährige ist der Meinung, dass Netz-Slang nicht in den Alltag passt: „Im Internet passen diese Wörter, doch außerhalb eines Chatrooms hat es keinen Stil so zu reden.“

Der Jugendtalk wird vermutlich in der Zukunft zu keiner Bedrohung für die deutsche Sprache. Tatsache ist zwar, dass momentan neuartige Wortschöpfungen einen hohen Stellenwert bei Teenagern haben, dieser Trend aber vorbeigehen wird. Bis dahin bleiben sie „abgespaced“, „krass“ und „kackvoll ab“.

Foto Kristina Rusch

Sprache im Wandel

Wie Anglizismen unseren Alltag verändern

Von Maresch Bär

Aus der Fachsprache sind Anglizismen heute nicht mehr wegzudenken. Immer mehr englische Wortentlehnungen finden auch ihren Weg in die deutsche Alltagssprache. Aber wie viel Englisch kann Deutsch verkraften?

In Wissenschaft und Technik werden englische Fachbegriffe von den Wenigsten als Bedrohung empfunden. Ganz im Gegenteil: Sie vereinfachen das internationale Verständnis und gehen einem häufig leichter von der Zunge als umständliche Übersetzungen. Die zwanghafte Suche nach deutschen Übersetzungen für „Computer“ oder „Internet“ würde von den Meisten wohl als lächerlich empfunden werden.

In der Alltagssprache stoßen Anglizismen allerdings bei vielen Deutschen auf Ablehnung. Kritisiert werden vor allem Medien und Werbung, die mit Anglizismen nicht geizen. Laut einer Studie der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), sieht jeder zweite Deutsche im Einfluss anderer Sprachen den Hauptgrund für den angeblichen „Sprachverfall“. Zweifelsohne wirkt sich keine andere Sprache ähnlich stark

wie die englische auf unsere aus. Aber ist das ein Grund zur Sorge und wird es in Zukunft immer wichtiger werden, die deutsche Sprache zu bewahren?

„Keinesfalls“, sagt Dr. Torsten Siever, Sprachwissenschaftler an der Leibniz Universität Hannover. „Sprache muss und kann nicht vor Veränderung geschützt werden, sondern wird dadurch geschützt, dass sie lebt - also verändert wird von den Sprechenden und Schreibenden. Und das ist demokratisch.“

Dennoch gibt es immer wieder Versuche, sich gegen den Einfluss anderer Sprachen zu wehren. Der Verein Deutsche Sprache rügt jährlich in Form eines Negativpreises medienwirksam den „Sprachpanscher des Jahres“. Im September traf es den Duden, der angeblich „sprachliches Imponiergehabe“ legitimiere.

Torsten Siever nimmt das Wörterbuch in Schutz, da es lediglich seiner Funktion nachgekommen sei, den herrschenden Sprachgebrauch abzubilden. Überhaupt, ob Einzelpersonen oder Verbände die Dynamik der deutschen Sprache jemals aushebeln können, ist fraglich. Einen Hinweis darauf, dass der Einfluss der englischen Sprache in Zukunft



Anglizismen in einem deutschen Wörterbuch

abnehmen könnte, scheint es nicht zu geben - im Gegenteil. Ob das allerdings überhaupt problematisch ist, wird heiß diskutiert.

Viele befürchten, dass den Deutschen mit dem „Sprachverfall“ der Bezug zu ihrer Kultur verloren gehen könnte, da die Sprache ein wichtiger Bestand-

teil kultureller Identität ist. Es hat sich aber gezeigt, dass es durchaus möglich ist, die Verbindung zu vergangenen Traditionen aufrecht zu erhalten. Beispiele dafür sind Plattdeutsch in Norddeutschland, Jiddisch in einigen jüdischen Gemeinden und Latein im Vatikan. Ob unsere Sprache also

wirklich zu Denglisch wird, oder wir krampfhaft an dem gewohnten Wortschatz festhalten, bleibt offen. Aber ein Deutsch 2.0 wäre doch auch nicht schlecht.

Foto Kristina Rusch



Spricht E.T. Suaheli?



Kommunikation mit Aliens über Telefon? – Wohl eher nicht. Um einen Kontakt überhaupt möglich machen zu können, bedarf es riesiger Maschinerien, wie in Kalifornien

Der Versuch mit Außerirdischen in Kontakt zu treten

Von Jon Matz

Der Gedanke, dass Außerirdische eine Sprache wie Suaheli sprechen, mag zwar bizarr sein, aber wie kommunizieren die Aliens? Nutzen sie überhaupt eine Sprache oder doch andere Mittel, wie Telepathie?

Douglas Vakoch glaubt an Aliens: „Ein indirekter Beweis für die Existenz außerirdischen Lebens besteht darin, dass die meisten Sterne von Planeten mit lebensfreundlichen Bedingungen umkreist werden.“

Der Experte für Kommunikation mit Außerirdischen sucht im Rahmen des Seti-Projekts mit knapp 70 anderen Wissenschaftlern nach einem Beweis für die Existenz außerirdischen Lebens. Seti (Search for Extraterrestrial Intelligence – Suche nach außerirdischem Leben) ist eine 1984 gegründete Nicht-Regierungsorganisation mit Hauptsitz in Kalifornien. Ihr Ziel ist es, den Ursprung von Leben im Universum zu erforschen und zu erklären. Gäbe es wirklich intelligentes Leben fern der Erde, müsse für Vakoch eine wichtige Frage geklärt werden: Wie könnte sich eine Kontaktaufnahme gestalten? Ob Außerirdische eine Sprache sprechen oder gar anhand anderer Mittel kommunizieren, ist natürlich noch unklar. Ein weiteres Hindernis ist für den Forscher die große Entfernung zu anderen Planetensystemen: „Der Stern mit der geringsten Distanz zur Erde ist mehrere Billionen Kilometer von ihr entfernt. Eine Nachricht bräuchte mehr als vier Jahre um dort anzukommen.“

Für die Zukunft kann sich der Alien-Experte jedoch noch keine Veränderung der bisherigen Kommunikationsversuche vorstellen: „Wir nutzen ein riesiges Radio Teleskop in Nord Kalifornien um Radio-Wellen zu versenden. Wir können leider nicht mehr tun, als starke, präzise Signale zu verschicken.“ Bei den versendeten Signalen

handelt es sich nicht um Musik oder Sprachen, sondern um regelmäßige elektromagnetische Impulse, die nicht auf natürliche Art und Weise entstehen können und daher auf unsere Existenz hindeuten.

Doch wie können Methoden um Außerirdische aufzuspüren zukünftig verbessert werden und wie könnte sich eine Kontaktaufnahme explizit gestalten? Wird es möglich sein, Signale mit einer weit aus größeren Geschwindigkeit als der Lichtgeschwindigkeit zu versenden? Werden die, in der Theorie existierenden, Wurm Löcher, sprich Punkte im Universum, an denen man zu anderen Punkten im Universum gebeamt wird, in der Praxis entdeckt? Wenn ja, werden sie dann dafür genutzt, im Universum schneller zu belebten Planeten zu gelangen?

Fantasien wie diesen verpasst der Experte Vakoch einen Dämpfer: Zwar sei es nicht auszuschließen, dass Wurm Löcher entdeckt würden, dass es aber eine schnellere Geschwindigkeit als die Lichtgeschwindigkeit geben wird, hält er für sehr unwahrscheinlich.

Eine etwas andere Einstellung zu diesem Thema vertritt Hartwig Hausdorf. Ursprünglich in der Reisebranche tätig, hat der 58-Jährige bereits 22 Bücher rund um Aliens publiziert. In Bezug auf eine mögliche Kontaktaufnahme moniert der Experte, dass Distanzen zu anderen Sphären häufig überschätzt würden. Um dies zu verdeutlichen nutzt er ein Beispiel aus der Fluggeschichte: „1903 haben die Gebrüder Wright die ersten Flugversuche angestellt und nur 66 Jahre später hat das Flugzeug Concorde Überschallgeschwindigkeit erreicht.“

Dass die Menschheit weite Strecken zukünftig wesentlich schneller überwinden könnte, hält er dementsprechend für realistisch. Doch letztendlich sei es nicht wichtig, wie die Wissenschaft mit Außerirdischen in Kontakt trete, sondern viel mehr, ob die Menschheit von einem Kontakt überhaupt in Kenntnis gesetzt werden würde. Eine weltweite Autoritätskrise wäre, laut Hausdorf, eine mögliche Folge, die sicherlich nicht im Interesse der Wissenschaft läge.

Kommentar

So könnte Kommunikation mit Außerirdischen aussehen

Von Jon Matz

Da die Existenz von extraterrestrischem Leben nicht ansatzweise bewiesen ist, wird sich der ein oder andere die Frage stellen, ob Projekte wie Seti – die auch teilweise von der NASA finanziert werden – notwendig oder rausgeschmissenes Geld sind. Denn während einige Amerikaner am Existenzminimum leben, werden enorme Summen in die Erforschung des Universums gesteckt. Obwohl das Wort „Alien“ für die meisten eine Utopie darstellt, ist es ein Thema, mit dem es sich zu beschäftigen gilt. Bei einer enormen Anzahl an Exo-Planeten in der Milchstraße, liegt es nahe, dass sich zumindest auf einem dieser Himmelskörper Leben befindet. Zwar ist die Menschheit aktuell noch nicht auf dem wissenschaftlichen Stand, außerirdisches Leben nachweisen zu können, dennoch könnten wir jeden Moment von weiter entwickelten Formen kontaktiert werden. Sollte es sich dabei nicht um eine Friedensmission handeln, wird es nicht bei einigen Amerikanern bleiben, die um ihre Existenzgrundlage fürchten müssten. Daher haben Projekte, die sich auf mögliche Kontakt-Szenarien vorbereiten, zumindest eine Daseinsberechtigung.



Autor Jon Matz



Einfach mal abschalten!

Virtuelle Kommunikation als Stressfaktor der Zukunft

Von Anne Christens

Er ist nicht auf einen „Klick“ erreichbar. Er benutzt kein „Facebook“ und verzichtet auf viel Technik. „Ich will kein gläserner Bürger sein“, sagt Karfried Kessler. Er ist Yogalehrer und angehender Heilpraktiker. Sein Ziel ist es, sich soweit wie möglich von der Entwicklung der modernen Kommunikation auszuschließen. „Ich nutze ab und an schon das Internet“, erklärt Kessler. „Aber im Hinterkopf bleiben immer die Bedenken: Was passiert mit meinen Daten? Kommt das, was ich sagen will, überhaupt so an, wie ich es meine? Denn es fehlt ja die Zwischenmenschlichkeit.“

Wo stehen wir zukünftig mit unserer Art und Weise miteinander in Kontakt zu treten? Wir nutzen schon heute ‚Facebook‘ und ‚Whatsapp‘, was in den nächsten Jahren folgt können wir uns ausmalen: Schnellere, vielfältigere,

grenzenlosere virtuelle Unterhaltungen in jeglicher Form. Mitte des Jahres 2011 besaßen 18 Millionen Deutsche ein Smartphone mit Internetzugang, heute sind es etwa 33,4 Millionen, Tendenz weiter steigend.

Dass man rund um die Uhr online ist, bringt auch Nachteile mit sich, weiß Karfried Kessler: „Als Yogalehrer kommen viele Menschen mit Stress-Krankheiten zu mir. Das basiert auf der Unruhe, die dieses ‚Immer-Erreichbarsein‘ mit sich bringt. Überspitzt könnte man sagen: Smartphones und Co. machen die Seele und den Körper krank!“

Kessler möchte nicht für alle nur eine Textnachricht weit entfernt sein. Nachts schaltet er sein Handy komplett aus und lässt sich morgens von einem einfachen batteriebetriebenen Wecker wach klingeln.

Und der 49-Jährige geht noch weiter: „Ich habe in der Familie einen ‚Computerfreien Tag‘ eingeführt“. Der

Grund dafür war, dass wir in derselben Wohnung saßen, uns aber nicht miteinander beschäftigten, erzählt der dreifache Familienvater: „Wir tauschen Banalitäten mit Leuten aus, die Kilometer weit weg sind und nehmen die Menschen um uns herum nicht mehr wahr.“

Wir können annehmen, dass die Zukunft unserer Kommunikation sich überwiegend in die digitale Richtung entwickeln wird. Muss man als ‚digitaler Außenseiter‘ nun befürchten, etwas zu verpassen? „Es gibt eine Sache“, gibt Kessler zu, „ich habe einen Freund im Ausland. Er benutzt nur ‚Facebook‘ und ich kann ihn nicht mehr erreichen, weil ich das eben nicht teile. Aber sonst fühle ich mich absolut nicht ausgeschlossen. Es gibt keinen Grund, nicht auf anderem Wege mit Mitmenschen Kontakt zu halten.“

Foto: Luisa Fernau



Sind die neuen Medien reif für die Tonne?

„Dem Gehirn sind keine Grenzen gesetzt“

Ist der Zukunftsmensch ein emotionsloser Roboter?

Oder kann das Gehirn wegen Überforderung zusammenbrechen?

Von Jessica Lang

Wir schreiben das Jahr 3597, die Sprache hat ausgedient, denn jegliche Kommunikation läuft über Gedankenübertragung – ein kleiner Handschlag und schon weiß man, was dem Gegenüber im Kopf herumspukt. Die Flucht in die virtuelle Welt hat jegliche Zwischenmenschlichkeit vertrieben. Immerhin können wir nun unsere Nahrung als Download zu uns nehmen und müssen zum Einkaufen nicht mehr das Haus verlassen.

Aber wie würde das menschliche Gehirn mit der vollständig digitalisierten Welt wirklich klar kommen? Neurologe Dr. Mohammadi ist sich sicher: „Dem Gehirn sind keine Grenzen gesetzt und das Wissen verschwindet nicht.“ Selbst dann, wenn wir eine Fähigkeit über Jahrzehnte nicht anwenden, sind die Grundlagen für diese noch vorhanden.

Hier also die frohe Botschaft: Für den Fall, dass jemand in der Zukunft etwas Verrücktes machen will, wie beispielsweise ganz altmodisch Geburtstagswünsche persönlich zu überbringen, wird er

diese Herausforderung auch meistern können! Das Gehirn wird nie aufhören, sich weiter entwickeln zu wollen – also ganz im Gegensatz zu den meisten seiner Besitzer.

Auch bei dem Überschwang an digitalen Eindrücken lässt uns unser Gehirn nicht im Stich. Unsere grauen Zellen lernen, die wichtigsten Informationen herauszufiltern. Areale, die wir häufiger gebrauchen, vernetzen sich automatisch miteinander und können so besser arbeiten. Sprechen verlernt also niemand, egal wie sehr wir uns das von einigen Artgenossen wünschen würden. Der Mensch ist eben auch unter apokalyptischen Umständen anpassungsfähiger als gedacht.

Solange halten wir erst mal die Füße still und treffen uns mit Freunden auf ein Bierchen. Die Menschheit kann erst einmal entspannt durchatmen. Denn auch wenn wir unseren Kopf eines Tages vielleicht unter dem Arm tragen, können wir uns dennoch stets auf ihn verlassen.

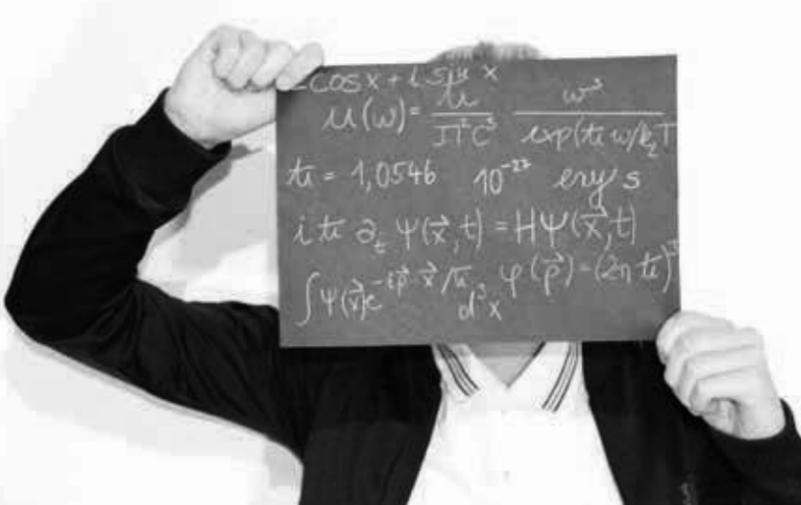
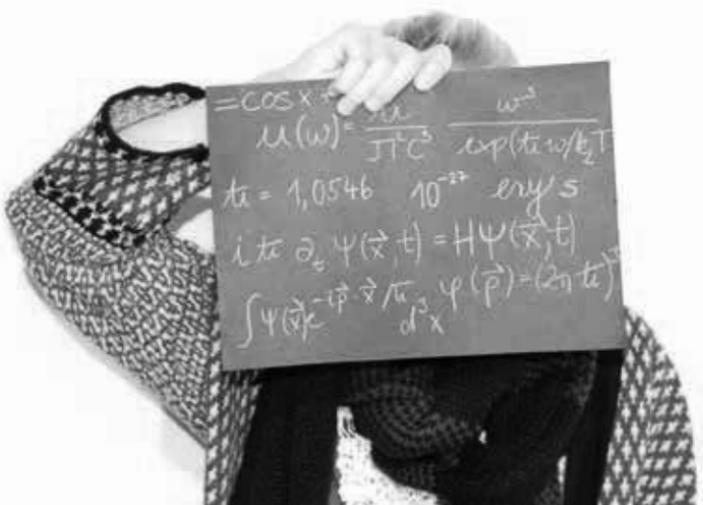
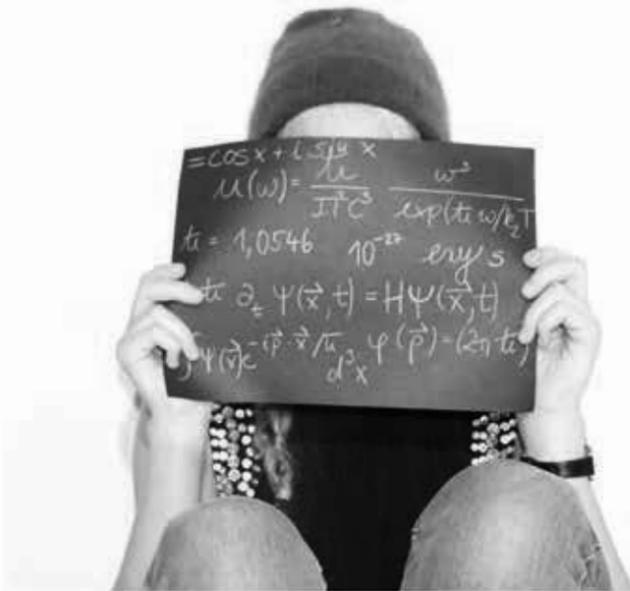
Foto: Josepha Engelhardt



Wer in Zukunft Briefe schreiben will, wird dies nicht verlernen

Künstliche Intelligenz: Die menschliche Maschine?

Wie das Auto und die Waschmaschine zu neuen Kommunikationspartnern werden könnten



Kann man die menschliche Intelligenz schon mit einigen einfachen Algorithmen simulieren?

Von Philipp Kopka

Der nächste Schritt der Evolution: Filme wie „I, Robot“ mit Will Smith spielen mit den Phantasien vieler Science-Fiction-Fans. Während Will Smith als Del Spooner in seinem futuristischen Audi die Straße entlang fährt, sieht er nach einem kurzen Blick in den Rückspiegel die Gefahr: Die im Jahre 2035 zum Alltag gehörenden „Robots“, autonome Roboter mit eigenem Bewusstsein, springen auf sein Auto, schlagen die Frontscheibe ein und haben nur ein Ziel: ihn zu töten.

Roboter, die fühlen können, denken, sprechen – das waren die Prognosen der Wissenschaft vor einigen Jahren.

„Selbst jetzt im Jahre 2013 ist der Mensch noch weit davon entfernt, sich mit einem Roboter adäquat unterhalten zu können“, sagt Reinhard Karger. Karger ist Unternehmenssprecher des „Deutschen Forschungszentrums für Künstliche Intelligenz“ (DFKI) und studierter Sprachtechnologe. Mit der

Vorstellung eines künstlichen Bewusstseins kann er nicht viel anfangen. Der Traum von intelligenten Robotern im Alltag wird Fans von Filmen wie „I, Robot“ wohl auch in Zukunft nicht erfüllt: „Künstliches Bewusstsein? Das ist doch alles Quatsch. Das ist etwas, worüber die Science-Fiction gerne phantasiert, aber in der Forschung ist das völlig uninteressant. Würde solch ein maschinelles Bewusstsein existieren, würden sich Fragen der Maschinenethik stellen, die niemand beantworten kann.“

Die Forschung des DFKI konzentriert sich viel mehr auf die Entwicklung intelligenter Dialogsysteme. Das kann man sich wie eine Weiterentwicklung der Sprachsteuerung von Apples ‚Siri‘ auf dem iPhone vorstellen.

Doch in Zukunft werden wir nicht nur mit unserem Handy reden, sondern auch mit dem Auto, dem Fernseher, vielleicht sogar der Waschmaschine. Möglich ist das durch die riesige Datenmenge, die durch das digitale Verhalten entsteht. Dies beinhaltet nicht nur das Surfverhalten im Internet, son-

dern auch die Filmauswahl im virtuellen DVD-Regal oder die Fotos auf dem Rechner. „Wenn diese Daten an einem Ort gesammelt und dazu noch gezielt ausgewertet werden, dann ist es möglich, dass interessante Wissensdialoge entstehen können, die nicht jedes Mal wie eine Unterhaltung mit ‚Siri‘ in einer Sackgasse enden. Ziel ist also ein privates System, das auf der Basis meines digitalen Verhaltens Rückschlüsse auf adäquate Antworten zieht.“

In der zwischenmenschlichen Kommunikation spielt jedoch vor allem Emotion eine große Rolle. Karger ist sich sicher, dass die Menschen auch einem Dialogsystem gegenüber Emotionen entwickeln können: „Schon heute sieht man, dass Menschen dazu neigen, Geräte oder Maschinen wie zum Beispiel Autos zu vermenschlichen. Also werden sie auch zu digitalen Assistenten Gefühle entwickeln.“

Doch kann ein solches System wirklich als intelligent eingestuft werden? Dazu muss zunächst geklärt sein, was „Künstliche Intelligenz“ überhaupt

bedeutet. Und an dieser Frage scheiden sich die Geister. Für Karger liegt schon dann „Künstliche Intelligenz“ vor, „wenn eine Maschine oder ein Roboter eine Leistung vollzieht, für die der Mensch Intelligenz eingesetzt hätte.“ So gesehen also eine vorgetäuschte Intelligenz, die durch einfache Algorithmen ein intelligentes Verhalten simuliert.

„Wikipedia“ bezeichnet „Künstliche Intelligenz“ als den Versuch, menschenähnliche Intelligenz nachzubilden. Für viele Forscher gehören zur menschlichen Intelligenz aber vor allem Lernfähigkeit und selbstständiges Lösen von Problemen. Doch da selbst das menschliche Gehirn Forschern weltweit immer noch ein Rätsel ist, vor allem wie der menschliche Denkprozess überhaupt funktioniert, ist es schwierig einen solchen Prozess zu simulieren.

Auch schon die scheinbar einfache Mechanik stellt die Forscher vor große Probleme: Damit ein Roboter wie in „I, Robot“ Kämpfe ausfechten kann,

müssen in der Wissenschaft noch einige Hürden genommen werden. Der menschliche Muskel und seine Leistungsfähigkeit sind mit den im Moment zur Verfügung stehenden Materialien extrem schwer nachzubilden. Und selbst wenn es gelingt, genügend Kraft zu erzeugen um einen Roboter aufrecht gehen zu lassen, könnte er das höchstens einige Minuten. Es gibt nämlich heute noch keinen Akku, der diesen Anforderungen entspräche, also muss solch ein Roboter an ein Stromnetz angeschlossen sein und das würde seinen Bewegungsradius wiederum sehr einschränken.

Die „Robots“ aus dem Film „I, Robot“ wurden letztendlich zur Gefahr für den Menschen. Die Gesellschaft muss sich die nächsten Jahrzehnte darüber aber nicht den Kopf zerbrechen. Denn bis humanoide Roboter wie in den Hollywood-Streifen zum Alltag gehören, ist es noch ein weiter Weg.

Foto: Luisa Fernau



Individualität versus Beziehungserfolg

Die Zukunft des Online-Datings

Von Katharina Meyer

Das Liebesglück im Netz suchen – das ist für viele Singles nichts Ungewöhnliches mehr. Allein die Online-Plattform „Hannover-Singles“ zählt derzeit etwa 30.000 Mitglieder aus der Region. Heute hoffen viele Nutzer ihren Traumpartner durch ein möglichst aussagekräftiges Profil zu finden. Doch verliert die Individualität in Dating-Plattformen der Zukunft an Bedeutung?

Stephan Nikolaus ist Geschäftsführer der NIWA GmbH, die Online-Dating-Angebote wie „Hannover-Singles“ betreibt. Er erwartet zukünftig eine Veränderung der Kommunikation zwischen Alleinstehenden über Singlebörsen: „Der Trend geht dahin, weniger Individualisiertes von sich Preis zu geben und leider mehr Vorgegebenes auszuwählen.“ Statt sich also in frei geschriebenen Texten vorzustellen, werden lediglich Häkchen im vorgegeben Kriterienkatalog gesetzt.

Der Online-Dating-Experte sieht darin eine Gefahr für die Individualität der Nutzer: „Da muss

man natürlich aufpassen, dass man am Ende nicht eine Einheitssoße in seiner Singlebörse hat.“ Um sich von den vielen anderen Singles abzuheben, sei der Charakter erst einmal Nebensache, denn das, was den Unterschied mache, seien die Fotos: „Die sind extrem wichtig.“

Die Entwicklung hin zum Kriterienkatalog führt auch zu einer strukturellen Veränderung des Online-Datings. Virtuelle Kontakte würden nicht mehr über Webseiten geknüpft, sondern noch schneller und einfacher direkt über das Smartphone: „Wir werden vielleicht eine App haben, in der

wir nur noch zehn Kriterien und natürlich das Foto über uns angeben“, so Nikolaus.

Die eingeschränkte Individualität findet Prof. Dr. Helmut Scherer unproblematisch. Er lehrt am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung in Hannover und sieht im kriterienorientierten Online-Dating der Zukunft eher einen Vorteil: „Möglicherweise erhöht das die Beziehungschancen. Die Vorgaben werden ausgefeilter und das macht es für die Agenturen leichter, das Matching-Verfahren einzusetzen.“ Außerdem mache eine solche Entwicklung die Profilerstellung für die meisten Nutzer einfacher, da das Freitextschreiben, laut Scherer, eher unbeliebt sei: „Natürlich gibt es einem Freiräume aber für den Einzelnen ist es eine Belastung, weil er sich schriftlich ausdrücken muss.“

Wie sich das Online-Dating eines Tages weiter entwickeln wird, bleibt also spannend. Heute klingt es so, als müssten sich Nutzer in Zukunft entscheiden: Individualität oder Beziehungserfolg?

Foto Felix Lohmeyer



Diagnose Dauersingle

Ein Treffen mit dem Date-Doktor

Von Tim Enewaldsen

Christopher Parker war früher unbeliebt, hatte keinerlei Erfahrungen mit Frauen. Ein vermasseltes Date war sein persönliches Schlüsselerlebnis. Heute ist er Dating-Experte und Coach. Er ist überzeugt, dass er Männer und Frauen auf den richtigen Kommunikations-Kurs bringen kann.

Locker geht Christopher den Bürgersteig entlang. Er trägt Hemd, Jeans und Jackett. Auf den ersten Blick könnte er gewöhnlicher nicht wirken. Doch dann setzt er schwingvoll seine Sonnenbrille ab, verstaubt sie gekonnt in seiner Tasche. Smart, cool, lässig. So war er nicht immer. Ein vermasseltes Date war sein persönliches Schlüsselerlebnis, das ihn auf einen ganz individuellen Lebens- und Karriereweg brachte: Er ist ein Dating-Experte, der andere Menschen auf den richtigen Kommunikationskurs bringt.

Doch wie hat sich Christopher seine Flirt-Fähigkeiten angeeignet? Er las sich in verschiedene sozialwissenschaftliche Theorien zum Thema Kommunikation ein und ging anschließend dazu über, sein Wissen in Clubs oder auf der Straße beim Kennenlernen fremder Frauen zu überprüfen. „Ich kann Grundkonzepte und Tipps vermitteln, handeln müssen die Leute selbst.“

Christophers Blick hält meinem Stand, während er mir lächelnd erklärt, dass seine Arbeit in

Zukunft relevanter werden wird: „Das ist so, weil vom Mann immer erwartet werden wird, dass er weiß, wie man flirtet.“ Laut Christopher müssten unsere Väter uns in dieser Hinsicht sogar viel mehr mit auf den Weg geben. Aber wir können uns auch selbst helfen: „Männer werdet wieder offener, frecher und kümmert euch ein bisschen mehr um euch selbst!“, lautet die Botschaft des Date-Experten.

Wer trotzdem nicht auf Unterstützung verzichten möchte, der kann als ersten Schritt auch Flirtportale nutzen: „Bald wird man sich online auf Gemeinsamkeiten überprüfen, bevor es zur Kontaktaufnahme kommt“, sagt Christopher bestimmt. Er ist überzeugt: Hätte es Möglichkeiten wie Online-Börsen oder Date-Doktoren schon früher gegeben, dann hätte er sein Date nicht vermasselt: „Ich habe ihr nach dem ersten gemeinsamen Essen gesagt, dass ich mich in sie verliebt habe – das geht an der Stelle gar nicht!“

Christophers Hauptzielgruppe ist vorwiegend

männlich. Als Date-Doktor hilft er nicht nur über erste Kommunikationsbarrieren hinweg, sondern bietet einen Rundumservice, vom richtigen Styling bis hin zum Training eines charmanten Lächelns: „Ich hatte schon mit all diesen Probleme zu tun“. Doch unabhängig von diesen ganzen Problemen sei

besonders eins wichtig: Die Menschen müssten sich zunächst mit der Baustelle ‚eigenes Leben‘ auseinandersetzen, bevor die Kommunikation mit dem anderen Geschlecht gelingt.

Foto Felix Lohmeyer



„Das Spiel mit Identitäten“

Die Message der Mode von Morgen

Von Maria Baban

Kleider machen Leute. So schrieb es 1874 schon der Schweizer Dichter Gottfried Keller. Dies hat sich bis heute nicht geän-

dert: Kleidung beeinflusst den ersten Eindruck. Gesellschaftsgruppen wie Punks, Gothics oder Indies setzen mit ihrem auffälligen Look ein Statement für ihre Umwelt. Doch was passiert, wenn sich die Stile vermischen?

Rot-schwarz kariertes Hemd, zerschlissene Jeans mit Nietengürtel und bunt gefärbte Haare gehören zu einem Punk dazu. Doch was soll das provozierende Aussehen ausdrücken? Die Jugendkultur gilt seit den 80ern als Modezeit, steht für eine rebellische Haltung und nonkonformistisches Verhalten.

Im neuen Jahrtausend ist jedoch ein Wandel auf den Laufstegen der Designer zu erkennen. Besonders der Punk-Look wird immer mehr zum Trend und blaue Haare sind inzwischen gesellschaftsfähig. Doch woher kommt diese Veränderung?

Für Modedesignerin Martina Glomb steht fest: „Menschen, die nicht Anhänger einer Szene sind, tragen diesen Look, weil sie ihn schön finden. Da spricht nicht die innere Einstellung.“

Die ehemalige Chefdesignerin von Vivienne Westwood ist sich sicher, dass es in Zukunft zunehmende Individualisierungen in der Modewelt geben wird. Zudem ist für sie eine Zersplitterung der subkulturellen Gruppen durchaus denkbar. Glomb: „Einheitliche Stile von früher werden vermischt und neu defi-

niert.“ Dann könnten Punks mit Lederjacke zur karierten Hose eine mit Blumen bedruckte Bluse und Birkenstockschuhe tragen. Diese Vielfalt der Kombinationen nennt sie ein „Spiel mit Identitäten.“

Doch was würde diese neuartige Gruppierung mit ihrem Stil ausdrücken wollen? Die Message ihrer Mode wäre mit dem neuen Stil nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar. Würde vielleicht der Punk von heute zum Hippie von morgen und das Statement lautet nicht mehr „Rebellion“ sondern „Weltfrieden“?

Bereits heute gibt es laut Glomb kulturelle Gruppen, die Außenstehende nicht unterscheiden können. „In ein paar Jahren werden die Stile sich weiter vermischen haben. Dann kann man nicht mehr klar erkennen, wer Anhänger welcher Szene ist und welche Gruppen es generell gibt“, so die Designerin. Demnach wird es schwieriger, nach dem Äußeren zu urteilen. Doch ob dies ein wirklicher Nachteil ist, muss letztendlich jeder selbst entscheiden.

So viel steht fest: Was früher als rebellisch und extrem galt, ist heute Trend. Die Akzeptanz gegenüber anderen wird größer und vielleicht wachsen die verschiedenen Gruppierungen eines Tages komplett zusammen. Dies könnte letztendlich mehr Toleranz und Vielfalt für unsere Gesellschaft bedeuten.

Foto Lydia Tittes



Individuell statt virtuell

Zukunftsschulen: Kommunikation per Webcam oder reale, motivierte Klassen?

Von Antonia Eller

Wie sieht die Schule der Zukunft aus? Einsame Kinder und Jugendliche, die per Webcam mit ihren Lehrern kommunizieren oder reale Klassen mit motivierten Schülern, die Freude am Lernen haben? Die Initiative „Schulen der Zukunft“ setzt ihre eigenen Vorstellungen um.

Es sollen Schulen entstehen, in denen Kinder weinen, wenn Ferien sind und Traurigkeit herrscht, wenn es zur Pause läutet. Das ist der Wunsch der beiden Gründer Dr. Gerald Hüther und Daniel Hunziker, die 2012 in der Schweiz die Initiative „Schulen der Zukunft“ ins Leben gerufen haben.

Sie wollen Bedingungen schaffen, die es ermöglichen, Lust am Lernen aufzubauen, um das Potenzial der Schüler zu fördern. Eine neue Qualität der Kommunikation und des Miteinander sind für den Hirnforscher und den Lehrer entscheidend, Würde und Integrität eine wichtige Basis. „Wir leben in einer sehr schnelllebigen Zeit, in der viel gefordert wird. Kommunikation bleibt oft auf der Strecke.“, erklärt Diplom- und Schulpädagogin Heike Köhler.

Die evangelische Gesamtschule Berlin-Zentrum ist solch eine Zukunftsschule. Jeder Schüler kann aufgenommen werden, sowohl geistig behindert als auch hochbegabt. Schüler der Klassen sieben bis neun werden in einem Jahrgang geführt. Auf dem Stundenplan stehen Fächer wie „Verantwortung“, in denen sich die Schüler aktiv in die Gesellschaft einbringen, zum Beispiel als Spielplatz-Pate oder Computerlehrer für Se-

nioren. In den „Schulen der Zukunft“ soll gemeinsam erlebte Freude zur Potenzialfaltung beitragen.

Die Schüler sollen Zeit und Raum haben, sich mitteilen zu können, aber auch anderen zuzuhören und auf sie einzugehen. Heike Köhler weiß, wie wichtig dieser Raum im Unterricht ist: „Ohne Kommunikation läuft nichts. Wenn ich von meinem Gegenüber nicht bekomme was ich will – in dem Falle Kommunikation – bekommt er von mir auch nicht, was er will. So entsteht ein Machtkampf in der Schule.“

Auch am Dialog zwischen Lehrer und Schüler arbeitet die Initiative, die finanziell auf eigenen Beinen steht. Die ideale Lösung, so sagt auch Köhler, könne nicht sein, von oben herab zu lehren. „Auf gleicher Ebene heißt ja nicht Kumpanei, sondern die Schüler ernst zu nehmen. Die Jugendlichen sind dann eher bereit zu lernen, auch wenn es vielleicht nicht ihre Interessen sind.“

An der Gesamtschule in Berlin ist es keine Seltenheit, dass Schüler die Position des Lehrers einnehmen. Der Lehrer schlüpft im Gegenzug in die



Auf dem Weg zu einer anderen Schulkultur – Initiative „Schulen der Zukunft“ will glückliche Kinder

Rolle des Schülers und muss sich melden, bevor er zu Wort kommt. Die Kinder gestalten den Unterricht mit, sodass das Wissen besser im Gedächtnis bleibt und sich Lust und Begeisterung am Stoff entwickeln.

Die baldige Realisierbarkeit des Konzepts für das gesamte Schulsystem ist in den Augen der Päd-

agogin zwar unwahrscheinlich, dennoch sei es lohnenswert, daran festzuhalten. „Es gibt dazu ein Zitat des Schriftstellers Rabelais: ‚Kinder sind keine Fässer, die gefüllt, sondern Feuer, die entzündet werden wollen.‘“

Foto Najib Alhasan



„Das geistreiche Zusammen-
sein lebelustiger Menschen zeich-
net sich vor allem aus durch eine
Sprach- und Gebärdensymbolik.
Es entsteht eine Art Gauneridiom,
welches, indem es die Eingeweihten
höchst glücklich macht, den
Fremden unbemerkt bleibt, oder,
bemerkt, verdrießlich wird.“

Johann Wolfgang von Goethe





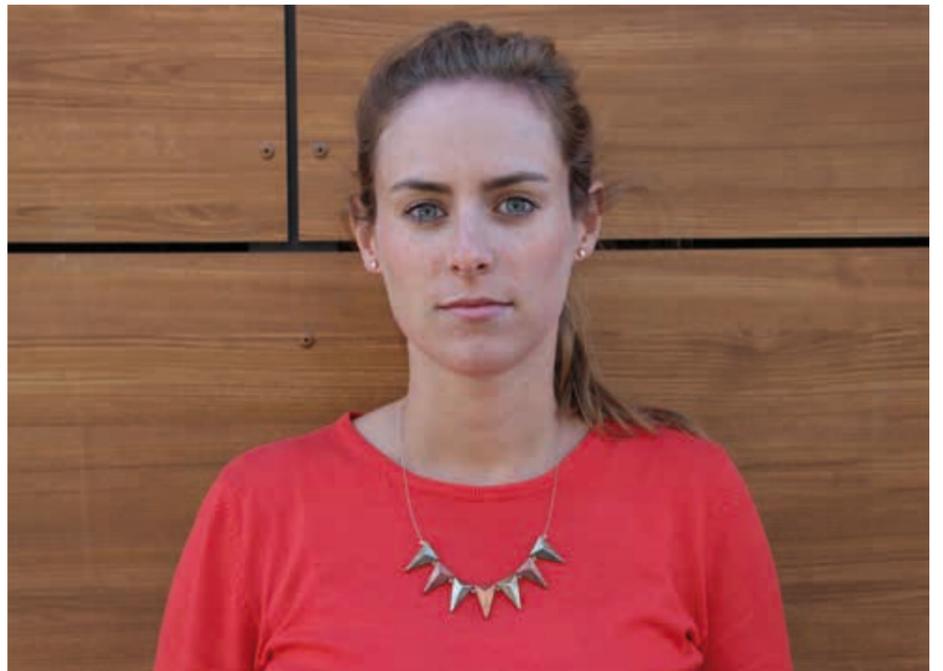
Wut



Freude



Trauer



Liebe



Kommunikation schafft Grenzen. Überwindet Grenzen.

Foto & Text: Antonia Bode, Katharina Schütz



Politik per Mausklick

World Wide Web als wichtiges Medium der heutigen politischen Kommunikation?



Ein Plenarsaal ohne Funktion: Findet politische Kommunikation in Zukunft nur noch im Internet statt?

Von Johannes Giewald

„Das Internet ist für uns alle Neuland.“ Eine Aussage, mit der Bundeskanzlerin Angela Merkel im Jahr 2013 in Erklärungsnot gerät. Längst ist das Massenmedium World Wide Web Kanal politischer Kommunikation geworden. Ob sich Politik in Zukunft jedoch ausschließlich im Netz abspielt, erscheint fragwürdig.

Politischer Wahlkampf findet längst nicht mehr nur im Plenarsaal statt. Spitzenpolitiker und Parteien ohne Präsenz in sozialen Netzwerken oder Online-Kanälen sind kaum noch vorhanden. Wer die „Generation Internet“ erreichen will, darf den Schritt ins World Wide Web nicht verschlafen. Die Kommunikationsmittel des Internets können mehr Bürger in die politischen Prozesse einbeziehen und damit Demokratie neu entstehen lassen. Dr. Patrick Donges von der Universität Greifswald steht dem Internet als Allheilmittel jedoch kritisch gegenüber. „Das Internet wird ein wichtigeres, aber nie das zentrale Medium der politischen Kommunikation“, sagt der Kommunikationswissenschaftler, der sich in der Forschungsgruppe „Politische Kommunikation in der Online-Welt“ mit diesem Phänomen beschäftigt. Er

bewertet dabei soziale und ökonomische Aspekte höher als die technischen Möglichkeiten.

„Politik braucht auch in Zukunft Verfahren, die die Online-Welt nicht hergibt“, sagt Donges. Insbesondere das direkte soziale Handeln, das das Steuern und Regulieren der politischen Kommunikation ausmacht, kann im Internet nie auf vergleichbarer Ebene stattfinden wie im persönlichen Kontakt. Die Wirkung eines persönlichen Gesprächs oder einer Rede auf andere Menschen ist viel größer als die einer Email. Ein TV-Duell zweier Kanzlerkandidaten als Chat könne die öffentliche Meinung nie gleichermaßen beeinflussen, wie die klassische Variante.

Dennoch gewinnt das Medium immer mehr an Boden, besonders die junge Piratenpartei ist scheinbar auf ihrem Terrain: „Liquid Democracy“ – einer Mischform aus direkter und repräsentativer Demokratie – Vorreiter. Das Internet soll das Werkzeug sein, um Politik zukünftig transparenter zu machen und basisdemokratische Partizipation fördern. Auf dem Bundesparteitag im Mai einigten sich die Mitglieder auf die Einführung von Online-Abstimmungen. Das Prinzip ist simpel: Jedes Parteimitglied erhält ein Pseudonym, unter dem es in einem zweiwöchigen Zeitraum über Themen diskutieren und abstimmen kann.

Doch nicht nur die Piraten, die als Internetpioniere in der deutschen Parteienlandschaft herauszuragen scheinen, setzen auf das Medium Internet zur Entscheidungsfindung. Die FDP Hessen ermöglichte es seinen Mitgliedern im Vorfeld der Landtagswahl, Inhalte via Internet ins Parteiprogramm einzubringen. Zuletzt rief auch die SPD ihre Basis zur Online-Diskussion über eine mögliche große Koalition auf. Den Weg hin zu einer „elektronische Demokratie“ wird es dennoch nicht geben.

„Die Piraten vergessen bei ihren Ideen immer, dass 20 bis 25 Prozent der Bevölkerung das Internet nicht nutzen“, meint Donges. Auch wenn diese Zahl sich in Zukunft verringert, so habe politische Partizipation keine Legitimität solange die Offline-Bürger davon ausgeschlossen sind. Aufgrund ihrer jüngsten Wahlergebnisse sieht Donges die Partei ohnehin als gescheitertes Projekt. „Die Piraten verlieren ihren Stellenwert als Vorbildcharakter für eine zukünftige politische Kommunikation im Internet.“

Der Knackpunkt ist also die Gruppe der Offline-Bürger, die zu einem großen Teil aus der älteren Generation besteht. Jedoch war genau diese Generation immer der deutlich politikinteressiertere Teil der Bevölkerung. Das Durchschnitts-

alter der großen Volksparteien SPD und CDU (ca. 59 Jahre) belegt dies. Für den Großteil der älteren Menschen ist die Nutzung des Internets unbekanntes Territorium. Man wird hier nach wie vor auf Sitzungen und Gremien in klassischer Form setzen. Auch wenn die Bevölkerung in Zukunft nur aus Menschen besteht, die mit dem Internet aufgewachsen sind, können Foren und Chats den sozialen Charakter von Plenumsitzungen nicht ersetzen.

„Da wir auch vor 30 Jahren noch nicht wussten, inwieweit wir das Internet nutzen, ist eine Prognose für die nächsten 30 Jahre ebenso schwierig“. Aufgrund des rapiden Fortschritts in der Online-Welt rechnet Donges zwar damit, dass es neue Mittel und Wege geben wird, durch die politische Kommunikation im Netz weiterentwickelt wird. Eine komplette digitale Transformation der Demokratie findet seiner Meinung nach jedoch nicht statt. „Ich bin mir sicher, dass wir auch in 30 Jahren noch am Sonntag zur Wahl in die Lokale gehen und die Verantwortung an andere übertragen“, sagt Donges. Politik ist und bleibe ein analoges System.

Foto Kristina Rusch

Konzeptionelle Kommunikation in der Politik

Wie durchdachte Kommunikation Einfluss auf die Massen ausübt und welche Anforderungen sie dem Politiker von morgen stellt

Von Ksenia Brack

Durchdachte Kommunikation ist ein wichtiges Instrument der Politik, das es ermöglicht erheblichen Einfluss auf die Massen ausüben. Der Politiker von heute steht vielen Anforderungen gegenüber.

„Wer erfolgreich sein will, muss auch so aussehen“, sagt Raik Packeiser. Auch wenn es so klingen mag, ist der Mann jedoch kein Modeschöpfer, sondern Geschäftsführer der „insignis“-PR-Agentur für Kommunikation in Hannover. Und sein Zitat bezieht sich in diesem Fall auf Politiker, an die aufgrund ihrer öffentlichen Aufgabe besondere Anforderungen in den Fertigkeiten der verbalen und nonverbalen Kommunikation bestehen. Unmissver-

ständige Fremdwahrnehmung ist ein Schlüssel für ihren Erfolg.

So nebensächlich es im ersten Augenblick auch scheinen mag: Kleidung kommuniziert. Es hat schließlich seinen Grund, weshalb erfolgreiche Politiker noch nie in Fetzenjeans und Lederjacke gesichtet wurden – selbst die Parteimitglieder der Grünen wählten mit zunehmendem Erfolg ihrer Partei die globale Einheitskleidung: den Anzug. Ordentliches Auftreten vermittelt Souveränität und nicht zuletzt repräsentiert ein Politiker sein eigenes Land auch in internationalen Gefilden.

Die Macht der Suggestion, der Doppeldeutigkeit, zeigt sich in dieser Hinsicht vor allem bei der Farbauswahl. Nicht selten werden Krawattenfarben von der Öffentlichkeit überreflektiert und überinterpretiert. Eine net-

te Anekdote: Einen Tag nach der Bundestagswahl erklärte Angela Merkel, dass sie am Morgen ratlos vor dem Kleiderschrank gestanden habe. Ein gelbes Oberteil wäre zu ihrer schwarzen Hose aufgrund des Ausscheidens der FDP unpassend gewesen und rote oder grüne Kostüme hätten das falsche Signal gesendet.

Der andere – nicht weniger wichtige – Aspekt ist die Mimik, Gestik, die gesamte Körpersprache von Politikern. Verschränkte Arme können ablehnend wirken, eine geballte Faust symbolisiert Gewalt, Kraft und Entschlossenheit. So können auch unüberlegte Entgleisungen, wie die Grimasse, die Silvio Berlusconi hinter dem Rücken der Bundeskanzlerin schnitt, schnell zu einem internationalen Affront werden. Und der erhobene Mittelfinger von Peer Steinbrück im SZ-Magazin: Panne oder Kalkül?



Kleidung, Mimik, Gestik: In der Politik ist nicht nur Inhalt gefordert

Ganz abgesehen von wahrhaftigen Inhalten – die jedeweder guten wie schlechten Kommunikationskompetenz zu Grunde liegen sollte – müssen Politiker die Sprache des Volkes sprechen. Dazu gehört nicht zuletzt eine deutliche Artikulation und weniger Vermeidungsstrategien, bei denen wichtige Fragen nur indirekt oder gar nicht beantwortet werden.

Aufgrund der Globalisierung ist weiterhin Sensibilität im Umgang mit anderen Kulturen gefragt: „Oft steht hinter einer bestimmten Wortwahl eine bestimmte Ideologie, im Kontext können die Wörter falsch verstanden werden“, so Raik Packeiser.

Foto Luisa Fernau

„Neugierig auf neue Welten!“

In Zeiten der Globalisierung werden interkulturelle Kompetenzen immer wichtiger. Besonders im Arbeitsleben

Von Sarah Franke

Wie verhält man sich, wenn man einem Menschen aus einem vollkommen fremden Kulturkreis begegnet? In Zeiten der Globalisierung wird interkulturelle Kompetenz immer wichtiger. Besonders im Arbeitsleben.

Mal eben mit dem koreanischen Geschäftspartner telefonieren und im Anschluss zum Meeting nach London fliegen - in der immer mehr vernetzten westlichen Welt des 21. Jahrhunderts ist das längst zur Normalität geworden. Schon im Kindergarten gibt es Unterricht auf Englisch, damit später jeder in der Lage ist, sich im Ausland zu verständigen. Doch nicht nur das Erlernen einer weiteren Fremdsprache ist und wird ausschlaggebend für erfolgreiche Geschäftsbeziehungen sein: Wichtig ist vor allem die Fähigkeit, sich gegenüber anderen Kulturen zu öffnen.

„Wenn wir an interkulturelle Kommunikation denken, ist es wichtig, nicht nur zwei Nationen vor Augen zu haben, sondern alle kulturellen Einflüsse, die auf eine Person einwirken“, sagt Joanna Sell, interkulturelle Trai-

nerin und Coach. 2006 gründete sie das Unternehmen „Intercultural Compass“ und unterstützt seitdem Geschäftsleute beim Lernen des richtigen Umgangs mit interkulturellen Kontakten. Viele Unternehmen haben mittlerweile erkannt, dass nicht nur das Beherrschen einer fremden Sprache, sondern auch das Verständnis gegenüber kultureller Eigenheiten unerlässlich für erfolgreiche internationale Handelsbeziehungen ist.

Anders als in den Neunzigern steht beim interkulturellen Training nicht mehr länderspezifische Bildung im Vordergrund. Viel wichtiger sei es zum Beispiel, die Angst vor Peinlichkeiten aufgrund kultureller Andersartigkeiten zu verlieren. „Selbst die Begrüßung ist reine Aushandlungssache. Das sind so typische Fettnäpfchen, wenn die eine Person die Hand ausstreckt und die andere Küsse geben möchte“, erklärt Sell.

Als zukünftiger Spitzenmanager müsse man sich über die eigenen kulturellen Gepflogenheiten bewusst werden, damit eine Öffnung gegenüber anderer Kulturen erst erfolgen könne. Für

einen darauf folgenden Vertrauensaufbau seien neben Toleranz und aktivem Zuhören wichtig, auch über die Kommunikation zu sprechen und sich gegenseitig Rückmeldung zu geben. So können eventuelle Missverständnisse schnell beseitigt werden.

Die Zukunft ihrer Branche sieht Sell beim Coaching im Bezug auf Emotionen, die während eines interkulturellen Kontaktes auftreten. „Am Wichtigsten ist aus meiner Sicht, wie die einzelne Person selbst mit der Situation umgehen kann. Es geht mehr um Sensibilisierung als um Wissensinput“, so Sell.

Während des Kontaktes mit Menschen aus einem anderen Kulturkreis treten zahlreiche Unsicherheiten auf. Man möchte auf den anderen eingehen, ohne die eigenen Werte und Verhaltensmuster außer Acht zu lassen. Laut Sell solle man dort nicht so ängstlich herangehen: „Wenn die eigene Intuition sagt, dass etwas nicht stimmt, ist Nachfragen beim Gegenüber immer erlaubt.“



„Selbst die Begrüßung ist reine Aushandlungssache“, sagt Joanna Sell, interkulturelle Trainerin und Coach

Foto Loreen Abedi



Einfach mal drüber reden

Gewaltprävention im deutschen Fußball



Trotz der Bemühungen aller Beteiligten kommt es im Rahmen von Fußballspielen immer wieder zu Ausschreitungen

Von Marcus Bohne

Immer wieder kommt es in Fußballstadien zu gewalttätigen Ausschreitungen. Jetzt versuchen verschiedene Gruppierungen, Vereine und Initiativen, diesen Erscheinungen durch bessere Kommunikation entgegen zu wirken.

Für Kenner des Fußballs ist Gewalt keine neue Erscheinung. Anfang der 70er kam durch Hooligans eine neue Form der Gewalt in den Stadien auf. Trauriger Höhepunkt war 1985 die sogenannte „Heysel-Katastrophe“. Im Brüsseler Heyselstadion brach vor einem Endspiel eine Massenpanik aus. Anhänger von Juventus Turin hatten begonnen mit Steinen zu werfen, be-

vor mehrere hundert Liverpool-Unterstützer den benachbarten Block stürmten. Viele der flüchtenden Turin-Fans wurden gegen eine Mauer gepresst, die dem Druck schließlich nachgab. Im Stadion kamen an diesem Abend 39 Menschen ums Leben.

Von solchen dramatischen Ausmaßen zwar verschont, kommt es auch heutzutage immer wieder zu gewalttätigen Ausschreitungen in Fußballstadien. Eine Problematik, mit der sich die Kompetenzgruppe „Fankulturen und Sport bezogene Soziale Arbeit“ (KoFaS) beschäftigt. Der erste Schritt ist, die unterschiedlichen Handlungsweisen und Haltungen der beteiligten Akteure, gerade im Bereich der Pyrotechnik

im Stadion oder der Ganzkörperkontrollen bei Fans, verstehen zu lernen. Die KoFaS will daraufhin mit den erzielten Forschungsergebnissen als neutraler Vermittler fungieren und versuchen, zwischen Fans, Vereinen und der Politik zu vermitteln. Beim 1. FC Köln erreichte die Gruppe durch ihre Arbeit einen Rückgang der Gewalttaten und gezündeten Pyros. Die Erkenntnis, dass es möglich ist, gegenseitiges Verständnis herzustellen, fließt in weitere Forschungen ein.

Eine Möglichkeit, Gewalttaten in Stadien weiter einzuschränken, bietet das Konzept zur „Deeskalation und Kommunikation für den 1. FC Köln“. Die noch bestehenden Konflikte, gerade im Bereich der Pyrotechnik in Stadien, sollen weiterhin sondiert werden. Die Forschungsgruppe wird bei Hintergrundgesprächen mit Pressevertretern begleiten und Sitzungen der neu gegründeten AG „Fankultur“ moderieren. In der AG kommen Vereinsvertreter, Mitglieder der Ultragruppierungen und der Politik zusammen. Es sollen Gemeinsamkeiten betont und neue Projekte, wie regelmäßige Fantreffen mit Spielern oder der Polizei, angesprochen werden.

Ein weit in die Zukunft reichendes Konzept stellt die Projektgruppe „Gewalt(-prävention) im Amateurfußball“ des DFB dar. Hier

übernehmen Forscher aus Hannover die Geschäftsführung und wissenschaftliche Begleitung. Sie wollen ein System zur Erhebung und Analyse von Gewalttaten entwickeln. Dabei soll festgestellt werden, wie viel und welche Art von Gewalt es zukünftig geben wird. Zeitgleich werden bestehende Präventionsmaßnahmen, wie verstärkte Videoüberwachung und zunehmende Polizeieinsätze, in den Landesverbänden gesichtet und systematisiert. Die ermittelten Daten bilden anschließend die Basis

eines Maßnahmenkatalogs, der in der täglichen Praxis umsetzbare Handlungsmöglichkeiten aufzeigen soll.

Geht es nach den Forschern, wird ihre Arbeit in Zukunft besonders in Hannover stark zunehmen. Nach Informationen der hannoverschen Neuen Presse prüft die an der Leibniz Universität ansässige KoFaS momentan die zukünftige Anwendbarkeit ähnlicher Projekte in der Landeshauptstadt.

Fotos Felix Lohmeyer

Jetzt nur weiter so

Kommentar von Marcus Bohne

„Na endlich, geht doch!“ So oder so ähnlich möchte man es den Vereinen und Fans zurufen. Die Lösung zur Gewaltprävention könnte schlicht und ergreifend sein, miteinander zu reden. Klingt im ersten Moment so, als hätte man durchaus früher darauf kommen können. Doch so einfach wie es klingt, wird es nicht. Schließlich wird auch in Zukunft jeder Fußballfan seine ganz eigene Vorstellung vom perfekten Fußballerlebnis haben.

Außerdem: Weniger Gewalt bei einem Verein ist ja ganz nett, jedoch gibt es weiterhin Auseinandersetzungen zwischen Fans außerhalb der Stadien. Ein Problem, dem sich endlich die KoFaS vermehrt widmet, deren Arbeit Respekt und Anerkennung verdient. Die Herangehensweise lässt niemanden links liegen und macht Mut für die Zukunft. Das Erfolgskonzept muss nun weiter entwickelt und mit Nachdruck verbreitet werden. Gerade hier in Hannover ist im Hinblick auf das kommende Duell gegen Eintracht Braunschweig definitiv Bedarf vorhanden. Die Forschungsgruppe wird allerdings, gerade im unteren Amateurbereich, nicht die ganze Last schultern können. Am Ende wird es auf den guten Willen der beteiligten Akteure ankommen. Sie müssen alte Denkstrukturen und Kommunikationsweisen aufbrechen und los lassen: Kampf auf dem Spielfeld, nicht daneben!



Fußball und Gewalt gehen oft Hand in Hand

Der digitale Kinnhaken

Wie die E-Mail der Zukunft aussehen könnte

Von Julia Kistmacher

Der zwischenmenschliche Kontakt über das Internet ist für viele Menschen ein alltäglicher Kommunikationsweg geworden. In einer Zeit der rasanten digitalen Entwicklung stehen dieser Kontaktaufnahme einige Veränderungen bevor. Was man von der digitalen Nachricht der Zukunft erwarten kann, weiß Oliver Leisse von „See More“.

„Morgen schon im Heute erkennen“, das ist der Leitsatz von „See More“. Das seit 2008 bestehende Zukunftsforschungsinstitut in Hamburg widmet sich der Trendforschung und berät Unternehmen bei der Entwicklung neuer Produkte. Eins der vielen Themen, mit denen sich „See More“ auseinandersetzt, ist die Entwicklung der digitalen Kommunikation. Was wünscht man sich von der E-Mail der Zukunft?

In einer Anfang 2012 im Auftrag von Microsoft durchgeführten Studie wurde diese Frage untersucht. Leisse schlussfolgert aus den Ergebnissen: „Ich glaube, dass E-Mails in Zukunft mehr emotionalen Inhalt brauchen. Wir haben einen sehr großen Teppich an Kommunikation und wenige Möglichkeiten, auch emotional den Punkt zu setzen.“

Und dieser Punkt soll künftig auf vielfäl-



Wird das die Zukunft der E-Mails?

tige Art und Weise gesetzt werden. Besonders Farben und Musik spielen dabei eine entscheidende Rolle. Auch die Gestaltung der E-Mail, durch Schrift, Layout und multimediale Elemente, kann der Stimmung des Absenders angepasst werden und diese digital transportieren. Das ist alles nichts Neues. Was also macht die E-Mail der Zukunft so innovativ?

Leisse ist sicher, dass diese Gestaltungsmittel ganz automatisch den digitalen Austausch begleiten werden. „Es wird zukünftig immer mehr Sensoren geben, die über unsere Befindlichkeit Auskunft geben. Zum Teil sind diese heute schon vorhanden, später wird sich dies auf alle Bereiche ausweiten.“ In neuen Studien arbeitet man beispielsweise mit Kameras, die Emotionen

und Stimmung des Schreibenden erfassen. Diese fließen dann in die Gestaltung der Mail ein. Was heute bei einem direkten Kontakt durch Mimik und Gestik geschieht, wird in Zukunft also auch digital für uns erledigt. Doch damit gibt sich die Wissenschaft noch nicht zufrieden.

„Es gibt Bestrebungen, alle Sinne in die Gestaltung digitaler Nachrichten einzubringen“, so Leisse. „Beispielsweise auch Gerüche.“ E-Mails mit Düften zu hinterlegen, ist jedoch sehr komplex. Besonders schwierig gestaltet es sich, einen solchen Eindruck zunächst in seine Bestandteile zu zerlegen. Außerdem ist bisher ungelöst, wie genau der Geruch schließlich vom Computer zum Empfänger gelangen soll. Bis die digital verschickte Rose also tatsächlich duftet, dürfte es noch eine Weile dauern.

Auf die ersten Umsetzungen der „emotionalen Mail“ müssen wir aber nicht mehr allzu lange warten. „Das klingt alles völlig absurd und weit weg. Aber das ist es nicht“, sagt Leisse. Tatsächlich dürften die ersten Änderungen in unser Postfach, seiner Einschätzung nach, schon in den nächsten drei Jahren Einzug halten. Ob und wann wir dann zu Weihnachten Lebkuchengeruch verschicken oder unserem Online-Gegenüber im Streit einen digitalen Kinnhaken verpassen, bleibt abzuwarten.

Foto Loreen Abedi

Was wünschst du dir von der E-Mail der Zukunft?

Düfte, Geschmäcker und Emotionen – wir haben Hannoveraner gefragt, was sie sich von der digitalen Nachricht der Zukunft erhoffen.

Von Julia Kistmacher



„Passende Musikuntermalung wäre toll oder natürlich auch Fotos, da kommt ja viel bei rüber. Und auch Gerüche verschicken zu können, zum Beispiel Schweißgeruch (lachen). Nein, mal im Ernst, wenn man sich zum Beispiel vorstellt, man bekommt Duftproben von Douglas per Mail, das wäre doch richtig praktisch.“

Meike (41) und Annette (38)



„Gerüche und Geschmäcker per Mail zu verschicken, wäre toll. Bratwurstgeruch zum Beispiel. Das Ganze müsste natürlich künstlich erzeugt werden, dabei aber wie eine echte Bratwurst riechen.“

Ramazar (34)



„Ich schreibe keine E-Mails oder SMS und bin auch nicht bei Facebook.“

Jannik (14)



„Bilder sind natürlich immer gut, weil die viele Emotionen rüberbringen, aber auch der Text an sich ist wichtig. Wer gut schreibt, bringt viel rüber, das darf man nicht vergessen.“

Gerhard Martin (Ende 50)



„Merkur und Mond sind ziemlich konträr“

Ein mystischer Besuch bei der Star-Kartenlegerin Sylvie Kollin

Von Dennis Schmitt

Ein dunkler, mit Fellen und Vorhängen verhüllter Raum, der schwere Duft von Räucherstäbchen umhüllt mich. Mit diesen Klischeevorstellungen im Kopf drücke ich den Klingelknopf von Sylvie Kollin, einer professionellen Zukunftsdeuterin. Doch in der Arbeitsstätte der netten Dame mit feuerrotem Schopf fallen meine Erwartungen in sich zusammen: Weiße Wände, bunter Karoteppich und eine tickende Wanduhr im iPhone-Design.

So sieht also das schicke Apartment einer Star-Kartenlegerin im 21. Jahrhundert aus. „Hereinspaziert. Ich mach erst mal einen Kaffee“, lädt mich die warme Stimme von Sylvie ein, die seit 22 Jahren Einblicke in die Zukunft ihrer Klienten gibt. Zu denen zählen unter anderem auch Ex-Bundespräsident Christian Wulff und Schauspieler Uwe Ochsenknecht.

Bei Kaffee und Gebäck erzählt die Hannoveranerin, warum sie keine Glaskugeln oder Beschwörungen nutzt: „Die Karten sind die schnelle Lösung. Das liegt mir einfach mehr, weil ich selbst wohl auch ein wenig schnell bin. Sobald ich in die Karten sehe, geschieht etwas in meinem Unterbewusstsein und die zukünftigen

Geschehnisse werden sichtbar.“

Prompt fordert mich Sylvie auf, einen Stapel Karten gut zu mischen. Kipper-Karten heißen sie und sind, ähnlich wie Tarot, mit Bildern verschiedener Szenarien bedruckt. Mischen, auslegen, deuten. Sylvie kneift ihre knallrot geschminkten Lippen zusammen, legt die Stirn in nachdenkliche Falten und verkündet dann: „Merkur und Mond sind ziemlich konträr. Du bist also definitiv ein Kopfmensch, der allerdings viel aus dem Bauch heraus entscheidet.“

Trifft zu, ist für mich allerdings noch kein Indiz für eine übernatürliche Gabe. Die Zukunftsprognose bleibt dennoch spannend: „Laut den Karten steht nächstes Jahr viel Stress für dich an, was aber später mit ausbleibenden Geldsorgen belohnt wird. Vorsicht vor falschen Freunden solltest du walten lassen, sowohl im Job, als auch privat.“ Sahnehaube ist schlussendlich die Herzdame, die

es definitiv für mich gibt. Alles in allem: eine tolle Prognose!

Nach einer guten Stunde intensiven Gesprächs verabschiedet mich die Kult-Kartenlegerin mit dem Ratschlag: „Das Leben ist wie eine Bahnfahrt, Dennis. Wenn die Zeit gekommen ist, bist du

an der richtigen Haltestelle!“ Als ich die knarrenden Stufen im Treppenhaus herunter gehe, begleiten mich gemischte Gefühle. Daran, dass man tatsächlich in einen Dialog mit der Zukunft treten kann, glaube ich nicht. Aber Zuversicht und Selbstvertrauen sind eindeutig ge-

steigert nach einer solchen Sitzung. Und reicht nicht das allein aus, um alles zu schaffen, was man sich vornimmt?

Foto Najib Alhasan



Star-Kartenlegerin Sylvie Kollin in ihren Sphären

„Das muss ich meinem Hund erzählen!“

Telepathische Kommunikation mit dem Haustier - Realität oder Wunschvorstellung?

Von Abelina Junge

„Die Menschen müssen lernen, Tiere wieder Tiere sein zu lassen. Ein sensibler Umgang hilft mehr als ein überbeurteiltes Spielzeug“, erklärt Ilona Vaatstra. Die Seelenheilerin kommuniziert auf telepathische Weise mit Tieren und ist davon überzeugt, dass jeder Mensch diese Fähigkeit in sich trägt.

Vaatstra fühlt sich in ein Tier hinein und glaubt dabei, dessen Schwierigkeiten offenbart zu bekommen. Viele der Haustiere teilen ihr angeblich ein und dasselbe Problem mit – Vermenschlichung: „Diese Angewohnheit führt zu Attacken, denn Tiere können nicht durch Worte deutlich machen, wo ihre Grenzen liegen.“

Ob sich Vaatstra das von „Fiffi“ und Co hat schildern lassen, mögen viele bezweifeln, doch Attacken durch Tiere passieren täglich. Teils barbarische Tötungsaktionen sind in Ländern wie Rumänien die Folge.

Eine Lösung für die Zukunft sieht Vaatstra auf einem einfachen Weg: „Die Tiere reagieren lediglich auf das Verhalten der Menschen. Durch die richtige Kommunikation und das Anerkennen von tierischen Urinstinkten können

solche Unglücke zukünftig vermieden werden.“

So sei es angenehm für Hunde, ruhig aber mit fester Stimme zu ihnen zu sprechen. Eine quietschende Stimme und erdrückende Zuneigung wären hingegen kontraproduktiv und könnten Aggressionen hervorrufen.

Wissenschaftlich nachweisbar ist Telepathie nicht. So streiten Forscher bislang noch über Wahrheit oder Einbildung. Trotzdem sieht die Tierkommunikatorin für den Kommunikationswillen der Menschen mit Tieren eine positive Entwicklung, die auch für die Zukunft Hoffnung birgt: „Immer mehr Menschen sind bereit, sich auf telepathischer Ebene mit ihrem Tier auseinander zu setzen. In Zukunft kann man ein wachsendes Verständnis zwischen beiden Parteien voraussehen. Dies wird durch mehr Tierkommunikationsangebote und überfüllte Seminare, die die richtige Kommunikation lehren, bestätigt.“

Eine gute Kommunikation zwischen dem Haustier und seiner Familie, ist laut einer Studie aus der Schweiz auch wichtig, da bei 24 Prozent der Beißattacken der eigene Hund involviert ist. Um solchen Fällen vorzube-

gen, versucht Ilona Vaatstra mittels telepathischer Kommunikation mit dem Tier festzustellen, was es stört. „Dies kann der eigene Partner, die Haltung oder das Verhalten der Kinder im Haushalt sein“, weiß die Seelenheilerin.

Tierkommunikation wird sich, so Vaatstra, heute wie morgen vor allem durch den Glauben der Praktizierenden auszeichnen. Doch ob in der Hundeschule, mit Seelenheilerin oder durch Erforschung des eigenen sechs-

ten Sinns – die Möglichkeiten, die Verständigung mit Tieren zu verbessern, sind vielfältig und teils auch ohne Faible für Esoterik praktikabel.

Foto Volker Bunzek



Hypnotischer Blick - Wissen Sie was ihre Katze denkt?



Der gläserne Mensch

Ist die Privatsphäre mit zunehmender Überwachung noch zu retten?

Von Nico Dodoo

Der britische Autor George Orwell beschrieb vor über 60 Jahren in seinem Roman „1984“ eine Welt unter der Herrschaft eines totalitären Präventions- und Überwachungsstaates, in der jeder Bürger für staatliche Organisationen geradezu durchsichtig ist. Nach den Enthüllungen um die jüngsten Späh- und Abhörskandale scheint diese düstere Science-Fiction-Geschichte fast ein wenig Realität geworden.

Steht die Welt vor einer Zukunft voller gläserner Menschen, in welcher „Privatsphäre“ zum Fremdwort wird?

Der US-amerikanische Geheimdienst NSA hätte wohl nichts gegen eine solche Welt einzuwenden, arbeiten doch geschätzte 40.000 Mitarbeiter an der globalen Überwachung, Entschlüsselung und Auswertung elektronischer Kommunikation. Angaben von offizieller Stelle gibt es nicht, wenn vom neuen Datenzentrum der NSA die Rede ist. Zwischen ein und zwei Milliarden Dollar soll die etwa 93.000 Quadratmeter große Anlage im Bundesstaat Utah laut ehemaligen Angestellten gekostet haben und in der Lage sein, mehrere Zettabytes (1 Zettabyte = 1 mit 21 Nullen) an Informationen zu speichern. Damit würde die totale Überwachung in greifbare Nähe rücken, denn laut dem Spei-

cherspezialisten EMC lag das im Jahr 2012 erzeugte Datenvolumen der Welt bei 2,8 Zettabyte.

Gefüttert wird dieser Datenspeicher unter anderem von Google, Microsoft, Facebook, Yahoo und Apple, zu deren Servern die NSA laut Whistleblower Edward Snowden direkten Zugriff haben soll. Allesamt Branchenriesen, denen wohl jeder schon einmal persönliche Daten anvertraut hat. Doch das sind laut Snowden längst nicht alle Informationen, auf die der US-amerikanische Geheimdienst zugreift. Daten nehmen im Netz immer den schnellsten Weg und viele der Hauptknotenpunkte des World Wide Web liegen in den USA. Laut Experten gilt es als sicher, dass sich die NSA bereits seit dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts auf viele dieser Netzknoten aufschaltet.

Doch was kann der Mensch tun, um dem rasant wachsenden Überwachungsstaat Einhalt zu gebieten?

Die Antwort liegt in einer Wissenschaft, mit der bereits die alten Ägypter vor über 5.000 Jahren ihre Informationen vor unbefugtem Zugriff schützten: der Kryptographie, allgemein bekannt als „Verschlüsselung“.

Zwei, die sich leidenschaftlich gern mit diesem Thema auseinandersetzen, sind die Hacker Lubiana und Lykaner aus Hannover. Beide sind

Mitglieder des Chaos Computer Clubs (CCC), der sich als größte europäische Hackervereinigung für grenzüberschreitende Informationsfreiheit und Anonymität im Internet stark macht. Durch ihr Hobby sind die IT-Profis mit Kryptographie bestens vertraut. „Zu den am weitesten verbreiteten Verschlüsselungsverfahren zählen die SSL-Verschlüsselung für gesicherte https-Verbindungen, beispielsweise beim Onlinebanking, und das System PGP, das zur Verschlüsselung von E-Mails genutzt wird“, erklärt Lubiana.

Will nun jemand ohne passenden Schlüssel an den Inhalt der verschlüsselten Nachricht gelangen, muss er zuerst den mathematischen Algorithmus knacken, auf dem die Verschlüsselung basiert. Zwar gelten die verwendeten Logarithmen heute noch als sicher, doch diese Sicherheit ist mit zunehmendem technologischem Fortschritt gefährdet.

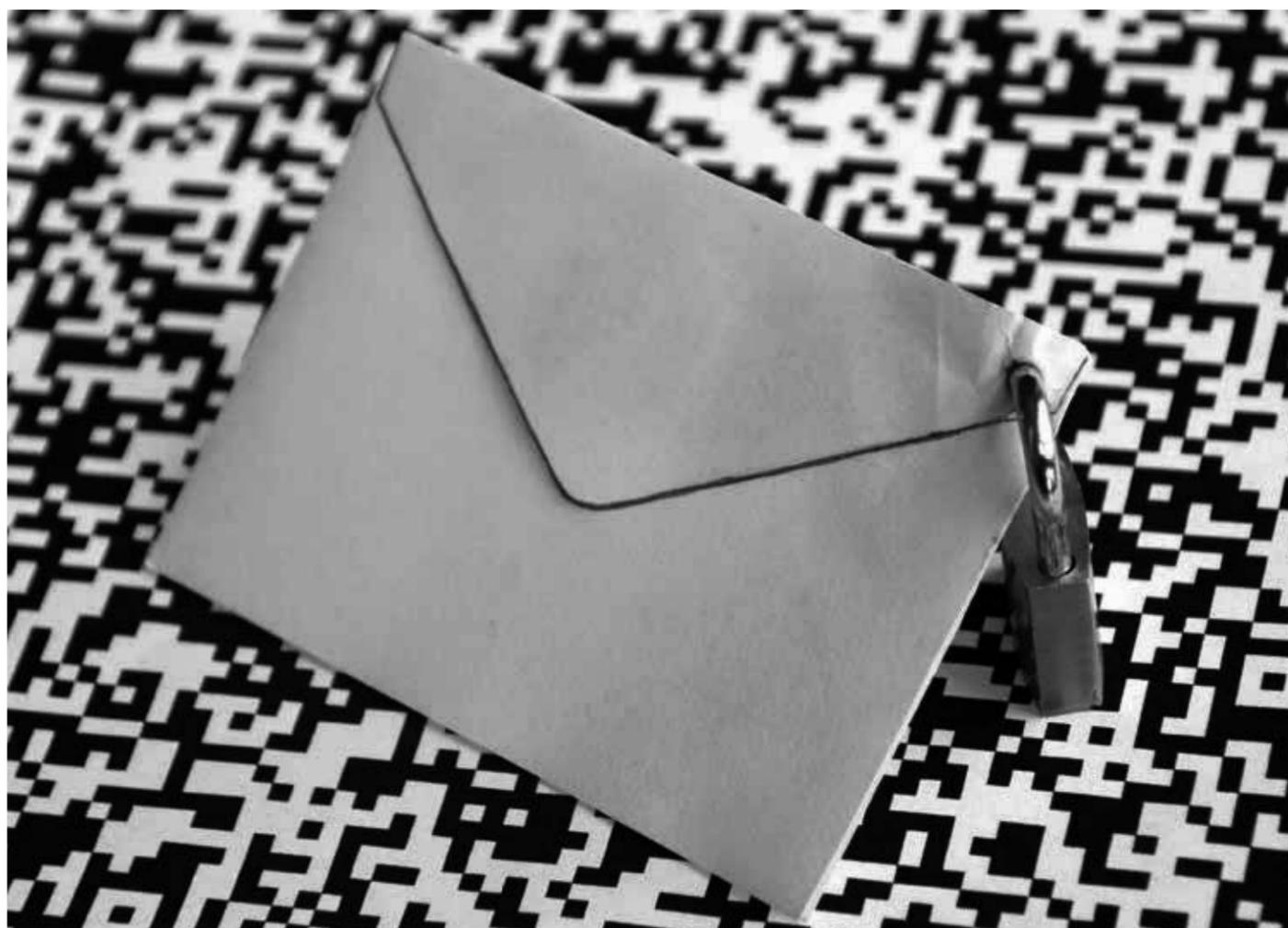
Einen zukünftigen Wendepunkt in der Geschichte der Kryptographie sehen die beiden Hacker beispielsweise mit dem Erscheinen des ersten Quantencomputers. Basierend auf den Grundlagen der Quantenmechanik käme dieses System einer unvorstellbar großen Anzahl parallel arbeitender Elektronenrechner gleich. „Diese enorme Rechenleistung würde gängige Algorithmen leicht lösbar machen und damit

unbrauchbar zur Verschlüsselung“, prophezeit Lykaner. Einige Forschungsgruppen arbeiten deshalb bereits heute an kryptographischen Verfahren, die immun gegen Angriffe eines Quantencomputers wären. Gegenwärtig sind aber sowohl Quantencomputer als auch die sogenannte Post-Quantum Kryptographie noch weit entfernt von praktischem Nutzen.

Wirklich sicher sind sich die Hacker nur in einem Punkt: „100-prozentige Sicherheit wird es auch in Zukunft nicht geben. Dafür wissen wir zu wenig über die Ressourcen und Vorgehensweisen von Geheimdiensten, die immer öfter durch Hintertüren in Programmen die angewandten Verschlüsselungsverfahren umgehen.“

Und so kehrt dieser Tage so mancher der digitalen Informationstechnologie den Rücken und macht bewusst einen Schritt zurück wie der russische Geheimdienst FSO. Dieser soll laut Berichten der russischen Zeitung „Iswestija“ 20 neue Schreibmaschinen angeschafft haben, um brisante Dokumente künftig nur noch auf Papier und nicht auf elektronischen Datenträgern zu archivieren. Getreu dem Motto: „Der beste Schutz vor digitalem Datenklau ist: keinen Computer zu benutzen.“

Foto Josepha Engelhardt



Verschlüsselung zählt als sicheres Mittel gegen Datenklau und Überwachung. Nur sind die verwendeten Codes wirklich nicht zu knacken?



Autoren „Gestern“

Josefine	Abraham	Anastasia Maria	Kobisch	Tutoren:	
Nils	Bernemann	Michael	Krause	Carina-Chantal	Krämer
Arne	Böwig	Linh	Nguyen	Jil	Lohse
Franziska	Damm	Jessica	Preuss	Philipp	Richardt
Meike	Dinse	Yvonne	Riedelt	Nadya	Sevik
Christine	Ebert	Torben	Reisgies	Kim	Strejcek
Sebastian Maria	Freier	Irina	Rompf	Felix	Tenbaum
Nicole	Hackmann	Merlin	Schulz	Lucy	Winter
Jochen	Heimann	Felix	Stauch		



Autoren „Heute“

Julia	Baade	Maren	Lösch-Schloms	Tutoren:	
Heidi	Becker	Kocaaga	Meryem	Verena	Gaßmann
Simon	Doch	David	Neumeier	Joana	Harmening
Norah	El Gammal	Jan	Reinholz	Alessa-Luisa	Naujoks
Christoph	Ferner	Torben	Ritzinger	Felix	Grohmann
Danny	Fischer	Sina	Ruddat	Sarah	Bittner
Charleen	Günther	Laura	Schmidt		
Selina	Göchler	Linda	Tübbecke		
Pauline	Höfener	Anne	Warnecke		
Lea	Klausing	Uri	Zahavi		
Linda	Kurth				



Autoren „Morgen“

Maria	Baban	Sarah	Franke	Dennis	Schmitt
Maresch	Bär	Johannes	Giewald	Pia	Schulte
Marcus	Bohne	Karin	Hörmann		
Ksenia	Brack	Abelina	Junge	Tutoren:	
Anne	Christens	Julia	Kistacher	Katharina	Engeroff
Nico	Dodoo	Philipp	Kopka	Teresa	Grimm
Antonia	Eller	Jessica	Lang	Lena	Meyerhoff
Tim	Enewoldsen	Jon	Matz	Mandy	Rutkowski
Simon	Erbach	Katharina	Meyer	Annika	Schmidt



Fotografen

Loreen	Abedi	Michael	Krause	Lydia	Tittes
Najib	Alhasan	Felix	Lohmeyer	Annabelle	Wegener
Lydia	Bauer	Kateryna	Meykler	Inga	Wolf
Antonia	Bode	Roya	Moslemi	Maria	Kurth
Erdene-Narankhun	Bolor	Laura	Nerlich		
Vanessa	Clobes	Lisa	Peter	Tutoren:	
Vanessa-Denise	Dreger	Lars	Ohlenburg	Volker	Bunzek
Josephha	Engelhardt	Ainú van	Ratingen	Laura	Buschhagen
Luisa	Fernau	Vivien Marie	Rudek	Jelena	Jankovic
Erich	Goldmann	Kristina	Rusch	Pia	Maack
Samira	Großhenning	Katharina	Schütz		
Sonja	Höfter	Denise	Sobotta		



Produktion

Greta	Becker	Johanna	Klein	Tutoren:	
Katharina	Brecht	Heike	Koch	Malte	Buddensiek
Annie	Eickhoff	Saskia	Krolop	Thilo	Prange
Jessica	Everdiking	David	Nolte	Katharina	Schneider
Angela	Farny	Julia	Orth	Vincent	Vietmeyer
Hanna	Gebhard	Lara	Sagen		
Leonie	Gebhard	Friedrich von	Schmettow		
Katrin	Gerstenberg	Katharina	Striewe		
Linda	Hentschel	Justin	Voss		
Kerstin	Imhof				

Herausgeber

Fakultät III - Medien, Information und Design

Die Erstsemester der Studiengänge Journalistik und Public Relations

Mit besonderem Dank an

Andreas Klaus und Klaus Neffgen

Dozentinnen/Dozenten

Hannes Finkbeiner

Hans-Peter Fischer

Gabriele Kunkel

Uwe Laubender

Druck

Madsack Verlagsgesellschaft

GmbH & Co.KG Hannover

**HOCHSCHULE
HANNOVER**
UNIVERSITY OF
APPLIED SCIENCES
AND ARTS